Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler in der Provinz Brandenburg

Bergau, Rudolf

Berlin, 1885

Übersicht über die Kunstgeschichte der Provinz Brandenburg von R. Bergau.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-60

Visual Library

ÜBERSICHT

ÜBER DIE

KUNSTGESCHICHTE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

von

R. Bergau.

Einleitung.

Die Mark Brandenburg steht in den weitesten Kreisen in dem völlig ungerechtfertigten Rufe, sie sei arm an landschaftlichen Schönheiten und arm an Kunstwerken aus älteren Kultur-Perioden. Schrieb doch sogar noch Franz Kugler (Kleine Schriften I, 101) »er müsse fast lächeln, wenn er des Eifers und des fast bis zum Eigensinn gesteigerten Dranges gedenke, gerade auf dem Boden der Berliner Gegend Gelegenheit für kunsthistorische Studien zu suchen, daselbst Schätze der Vorzeit aufzugraben, die unter dem Leben und Treiben des Tages verschollen waren.« Doch ist das nur ein Vorurteil, welches darauf beruht, dafs bis vor kurzem nur wenige sich die Mühe gegeben haben, die Mark Brandenburg aufmerksam, mit offenen Augen und gebildetem Sinn zu durchwandern und dafs man den Schriften dieser wenigen Forscher bisher nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Nachdem schon Bekmann, Büsching u. a. auf einzelne Kunstdenkmäler aufmerksam gemacht hatten, war Fiorillo der erste, welcher es versuchte, die Denkmäler der Mark Brandenburg (im zweiten Bande, S. 185—214, seiner »Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland«) übersichtlich darzustellen; es ist eine fleifsige und verdienstliche, aber ungeordnete und kritiklose Sammlung einzelner Notizen über die ihm bekannt gewordenen Bau- und Kunstwerke aus älterer Zeit.

Den hohen Wert der märkischen Kunstdenkmäler erkannte zuerst Karl Seidel, welcher in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts dieselben eingehend und umfassend studiert, jedoch wenig darüber publiziert hat. Er machte u. a. im Mai 1829 das preufsische Kultusministerium auf seine bis dahin wenig bekannte Wahrnehmung aufmerksam.

Fast gleichzeitig, in den Jahren 1822—1830, bereisete Alexander v. Minutoli in hoher Begeisterung für die vaterländische Kunst die ganze Mark, und, des Vergleiches wegen, auch deren benachbarte Gebiete, zeichnete alle daselbst vorhandenen, für die Kunst- und Landesgeschichte wichtigen Denkmäler, sammelte umfassende Notizen über ihre Entstehung und beschlofs, angesichts der vielen Zerstörungen, welchen die trefflichsten Werke alter Kunst selbst in neuerer Zeit noch immer ausgesetzt sind, um »die vorzüglichsten Schöpfungen der vaterländischen Kunst des Mittelalters wenigstens in treuen Beschreibungen und Abbildungen der Nachwelt zu erhalten«, eine Publikation seines gesamten, reichen Materials in einem

grofsen Kupferwerke »Denkmäler mittelalterlicher Kunst in den brandenburgschen Marken«. Doch ist von diesem verdienstvollen Werke leider nur die erste Lieferung 1836 erschienen.

Fast gleichzeitig begann Franz Kugler seine Studien in der Mark, deren Resultate er in seinen »Studien in Berlin und der Umgegend« (abgedruckt im I. Bd. seiner kleinen Schriften) und in seinem Kupferwerke »Denkmäler der bildenden Kunst des Mittelalters in den preufsischen Staaten«, davon ebenfalls leider nur ein Heft (Berlin 1830) erschienen ist, in dem Texte zu dem schönen Werke von Strack und Meyerheim »architektonische Denkmäler der Altmark Brandenburg in malerischen Ansichten«, sodann in seiner allgemeinen Kunstgeschichte und seiner Geschichte der Baukunst niederlegte.

Die liebevollste und verständnisvollste Betrachtung, zeichnerische Darstellung, Erforschung, Erklärung, in einzelnen Fällen auch Restauration widmete den Denkmälern der Mark F. v. Quast während seines langen Lebens. Er kannte sie sämtlich aus eigener Anschauung, hat über dieselben auch mancherlei in Vorträgen und durch den Druck veröffentlicht. Hervorzuheben ist die Übersicht der wichtigsten und hervorragendsten Bau- und Kunstwerke in der Mark im Korrespondenz-Blatt des Gesamt-Vereins der Deutschen Geschichts-Vereine Bd. VII Nr. 3. Zu einer zusammenfassenden Darstellung des gesammelten, reichen Materials, welche sein lebhafter Wunsch war, konnte er jedoch keine Zeit gewinnen. Die Ausführung des vorliegenden Werkes, dafür er nicht einmal die Vorbereitungen erlebte, würde ihm grofse Freude bereitet haben.

Nachdem A. Essenwein in seinem Werke, Norddeutschlands Backsteinbau, auch die Mark gebührend berücksichtigt hatte, begann seit den fünfziger Jahren F. Adler die architektonischen Denkmäler der Mark mit Eifer und glänzendem Erfolg zu durchforschen und publizierte seine meist erschöpfenden und abschliefsenden Studien neben genauen Aufnahmen in einem grofsen, vortrefflichen, leider noch nicht vollendeten Werke.

Auf Grund des von Adler publizierten, reichhaltigen Materials konnte dann Schnaase in der zweiten Auflage seiner Geschichte der bildenden Künste schon über die leitenden Ideen in der Entwickelung der Architektur in den brandenburgschen Landen sprechen, konnte auch H. Otte in der IV. Auflage seines Handbuchs der kirchlichen Kunst-Archäologie und in seiner Geschichte der romanischen Baukunst in Deutschland einen reichen Schatz von nachweisenden Notizen systematisch zusammenstellen. In Folge dieser Arbeiten ist die Architektur der Mark Brandenburg auch in weiteren Kreisen nun schon zu der ihr gebührenden Anerkennung gelangt. Über die in der Mark noch zahlreich vorhandenen Werke der Kleinkünste dagegen war unsere Kenntnis bisher noch überaus dürftig.

In neuerer Zeit hat Theodor Fontane durch sein populäres und viel gelesenes schönes Werk »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«, in welchem er Landschaft, Volksleben, Geschichte, Kunst u. a. in anziehendster Weise schildert, sich das Verdienst erworben, auch ein gröfseres Publikum auf den Wert dieses Landes in landschaftlicher, historischer und künstlerischer Beziehung hingewiesen und manches Vorurteil beseitigt zu haben.

In der neuesten Zeit hat auch Oskar Schwebel, neben einer grofsen Anzahl einzelner, in den verschiedensten Zeitschriften erschienener Aufsätze, in dem in Gemeinschaft mit Ernst Friedel bearbeiteten populären Werke »Bilder aus der Mark Brandenburg« (Leipzig 1882) eine Reihe auf eigener Anschauung, reichem Wissen und Verständnis beruhender, anschaulicher und stimmungsvoller Schilderungen des Landes, seiner Geschichte und seiner Denkmäler gegeben.

Das gegenwärtige Buch endlich enthält, als Material für weitere eingehende kunst- nnd kulturhistorische Studien, ein möglichst vollständiges Verzeichnis aller in der Provinz Brandenburg noch vorhandenen Bau- und Kunstdenkmäler, geordnet nach den Orten, an welchen dieselben gegenwärtig, oft nur durch Zufall, sich befinden. Die einzelnen Notizen stehen darin meist zusammenhanglos nebeneinander. Zur Erlangung einer bequemen Übersicht über dieselben, zur Beurteilung ihres historischen Wertes und gleichsam als Resultat des Ganzen, war es jedoch notwendig auch eine systematisch geordnete Übersicht über diese Kunstdenkmäler zu geben.

Eine wirkliche Kunstgeschichte der Provinz Brandenburg, d. h. eine Darstellung der genetischen Entwickelung der Kunst innerhalb dieses kleinen Gebietes, wie dieselbe in Land und Volk begründet ist und durch Einflüsse von auswärts modifiziert wurde, zu schreiben, ist bei dem heutigen Stande unseres Wissens nicht möglich und wird auch nie möglich werden, denn abgesehen davon, dafs der bei weitem gröfste Teil der dafür nötigen Nachrichten für immer verloren ist, giebt es in diesem Lande neben der Architektur, deren Ausbildung im engsten Zusammenhange mit der Entwickelung derselben im gesamten Deutschland steht, in älterer Zeit keine selbständige Entwickelung der bildenden Künste. Die Anfänge dazu wurden immer wieder zerstört. Ein sehr namhafter Teil der jetzt im Lande vorhandenen Kunstwerke ist aus dem benachbarten Sachsen, vom Niederrhein, aus Süddeutschland, Holland, auch Italien und anderen Ländern zu verschiedenen Zeiten, zum Teil schon sehr früh — denn der Verkehr der Völker war im Mittelalter gröfser als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist — fertig eingeführt oder durch fremde ins Land gerufene Arbeiter und Künstler ausgeführt worden. Während der beiden letzten Jahrhunderte wurde die Kunst von Berlin *) aus durch die Könige **) vollständig beherrscht. Die Darstellung der Kunst in Berlin aber liegt aufserhalb des Rahmens meiner Aufgabe. Es blieb demnach nichts übrig, als meine Übersicht nach Gegenständen zu ordnen und diese in ihrer historischen Entwickelung, soweit die im Lande vorhandenen Beispiele dazu das Material bieten, darzustellen.

*) Die Baugeschichte von Berlin ist von A. Woltmann in seiner „Baugeschichte von Berlin“ und von Fritsch in dem vom Berliner Architekten-Vereine herausgegebenen Werke „Berlin und seine Bauten“ dargestellt worden.

**) Eine übersichtliche Darstellung der Kunstliebe der Brandenburgischen Regenten giebt A. Meyen, gelegentlich einer Geschichte der Berliner Kunstkammer, im Bär 1875, Seite 134 ff. Siehe auch J. Friedlaender in der Festschrift der Königl. Museen zu Berlin (Berlin 1880).

Inhalts-Übersicht.

I. Vorhistorisches.
II. Baumaterial.
III. Kirchliche Gebäude.
Kirchen.
Klöster.
Kapellen.
Friedhöfe.
IV. Dekoration der Kirchen.
Plastik.
Wandmalerei.
Mosaikmalerei.
Sgrafitto.
Glasmalerei.
Schmiedearbeit.
V. Ausstattung der Kirchen.
Altäre.
Kreuze.
Vortragekreuze.
Leuchter.
Bücher.
Reliquiare.
Blumenvasen.
Kelche.
Patenen.
Ciborien.
Oblatenschachteln.
Monstranzen.
Sakramentshäuschen.
Weinkannen.
Giefsgefäfse.
Räuchergefäfse.
Bischofstäbe.
Liturgische Gewänder.
Triumphkreuze.
Chorgestühl.
Kanzeln.
Taufbecken.
Taufschüsseln.
Orgeln.
Kronleuchter.

Gemälde.
Möbel.
Siegelstempel.
Glocken.
Grabmäler.
Särge.

VI. Rathäuser.

VII. Wohnhäuser.

a) der Bauern und Bürger.
Bauernhäuser.
Dörfer.
Städte.
Bürgerhäuser.
Paläste.
Villen.

b) des Adels und der Fürsten.
Burgen.
Schlösser.
Herrenhäuser.

VIII. Innere Dekoration und Ausstattung der Wohnhäuser.

Dekoration
in Plastik:
Marmor.
Stuck.
Metall.
Holz.
in Malerei:
Wandmalereien.
Tapeten.
Gobelins.

Ausstattung.
Öfen und Kamine.
Arbeiten aus Schmiedeeisen.
Möbel.
Geräte aus Fayence, Porzellan und Glas.
Plastische Kunstwerke.
Staffeleigemälde.

IX. Wehrbauten.

Stadtbefestigungen.
Warttürme.
Landwehren.
Landesfestungen.

X. Rolande.

XI. Ehrendenkmäler.

Volksbücherei
Schöneberg.

I. Vorgeschichtliches.

Die schriftlichen Nachrichten über die älteste Zeit jenes Landgebietes, welches heute die Provinz Brandenburg bildet, sind überaus dürftig und zudem wenig glaubhaft, da sie zum Teil von den der Sprache nichtkundigen Römern, zum Teil von christlichen Priestern, welche den heidnischen Völkern feindlich gesinnt waren, herrühren. Zur Ergänzung und Berichtigung dieser Nachrichten sind uns die in der Erde erhaltenen Gräber mit Waffen und Geräten der früheren Bevölkerung von besonderer Wichtigkeit.

Das Land hatte in jener vorgeschichtlichen Zeit ein wesentlich anderes Ansehen als in unsern Tagen. Es war zum grofsen Teil von Wasser, Flüssen, Seeen, Sümpfen bedeckt, zwischen welchen das feste Land als gröfsere oder kleinere Inseln verteilt war. Der kleinere Teil war nackte Düne aus Flugsand ohne oder mit spärlichem Pflanzenwuchs; der gröfsere Teil mit undurchdringlichen Wäldern bewachsen, welche durch wilde Tiere belebt waren. Auf diesem Terrain wohnte ein Volk, welches von Jagd und Fischfang, vielleicht auch etwas Viehzucht lebte, zum Verkehr auf dem Wasser sich der Flöfse und kleiner, aus ausgehöhlten Baumstämmen gefertigter Nachen, sog. Einbäume, bediente.

In den Sitten und Gebräuchen der ältesten Bewohner dieses Landes, welche Germanen waren, bemerken wir in jener Zeit zwei verschiedene Richtungen.*) In der nordwestlichen und nördlichen Gegend (Altmark, Prignitz, Ukermark und nördlichen Neumark) setzte man die Leichen in grofse Grabkammern, aus rohen unbehauenen Steinen zusammengefügt, in den südöstlichen und südlichen dagegen verbrannte man sie und deponierte deren Asche in Gefäfsen von gebranntem Thon, welche zum Teil in grofser Vollendung gebildet sind. Die Waffen und Geräte, Beile, Meifsel, Lanzenspitzen und dergl. wurden in dieser ältesten Zeit aus Knochen und Stein gefertigt**) und zwar im nordwestlichen Teil der Mark vorzugsweise aus Feuerstein, der von der Insel Rügen hergeholt, im südöstlichen Teil aus Steinen, welche aus sächsischen und thüringschen Landschaften eingeführt wurden. — In späterer Zeit erlangten die Bewohner von fremden Kaufleuten, welche von den Küstenländern des Mittelmeeres hierher kamen, als Austausch gegen Produkte ihres

*) E. Friedel: Die Stein-, Bronze- und Eisenzeit in der Mark Brandenburg. (Berlin 1878.)

**) Siehe E. Bayer über Anwendung der Steinwerkzeuge in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien; Band XIII, Seite 72—75.

Landes, (besonders Pelzwerk und Bernstein), Waffen, Geräte und Schmuckgegenstände (Armringe, Fibulen, Haarnadeln) aus Bronze*) und Silber, welche, wie der Fund von Gufsformen (Buckow) und Bronzeklumpen (bei Seelow) zu beweisen scheinen, in späterer Zeit zuweilen auch im Lande selbst gefertigt wurden. Schrift in Form von Runen**) findet sich auf vorgeschichtlichen Denkmälern der Mark Brandenburg nur höchst selten. Am bekanntesten und wichtigsten ist die eiserne Lanzenspitze mit in Silber eingelegten Buchstaben in Müncheberg.

Zu einer Zeit, welche sich chronologisch nicht feststellen läfst, wanderten die Wenden, ein Stamm des grofsen slavischen Volkes, in Brandenburg ein, bedrückten die Germanen und verdrängten sie zum Teil. Gänzlich verwischt wurde das heidnische Germanentum freilich nicht, denn die Spuren desselben haben sich in der Sprache und in der Göttersage noch bis zum heutigen Tage erhalten. Die Wenden wurden vom Westen her in den auf Karl den Grofsen folgenden beiden Jahrhunderten mit der christlichen Kultur bekannt.

Von der Beschaffenheit der Mark Brandenburg zur Zeit der Wenden erhalten wir durch die christlichen Schriftsteller des zehnten, elften und zwölften Jahrhunderts Nachrichten. Dieselben schildern uns die Unwegsamkeit des Landes mit seinen ungeheuren Wäldern, gefährlichen Sümpfen und den elenden Zustand der Wohnungen des Volkes, welches Ackerbau und Handel trieb. Wenige Tagereisen von der Nordgrenze der Mark lagen die grofsen Handelsstädte Julin und Vineta, deren Verbindungen selbst bis zum Orient reichten. Die alten Handelsstrafsen werden durch Funde von Münzen und Schmuckgegenständen bezeichnet. Die Wenden wohnten im Gegensatz zu den herumschweifenden Germanen in wirklichen Dörfern, deren einzelne Gehöfte in Hufeisen- oder Kreisform dicht aneinander stiefsen. Auch die Burgwälle, Ringwälle, welche teils als Wohnstätten dienten, teils als Zufluchtsorte für Weiber, Kinder und Vieh und Verteidigungsplätze in Zeiten der Gefahr, teils zur Sperrung wichtiger Pässe und Flufsübergänge, hatten meist rundliche Grundrifsform. Die Wenden waren nicht besonders geschickt, weder in der Anfertigung von Geräten aus Horn, Knochen, Thon, noch in denen aus Metall. Was davon gefunden wurde, ist meist recht roh. Ihre Thongefäfse sind gewöhnlich grob, plump, dickwandig und schlecht gebrannt; die primitive Ornamentik derselben ist ungeschickt. Doch kannten sie wahrscheinlich schon die Bereitung des Eisens aus dem Sumpferz oder Raseneisenstein und die Anfertigung von Gerät mancher Art aus diesem Metall. Die Leichen der Wenden wurden meistens verbrannt und in Urnen aus gebranntem Thon in dem natürlichen Boden beigesetzt.

---

*) Über die Einfuhr von Bronze-Geräten siehe besonders L. Lindenschmit im Korrespondenz-Blatt der Deutschen Geschichts-Vereine, 1876, Nr. 4.

**) Über deutsche Runen siehe G. Sello im Bär, Jahrg. III. Nr. 17.

II. Baumaterial.

Zu jener ältesten Zeit unserer Geschichte, über welche wir schon spärliche Aufzeichnungen besitzen, die in Bezug auf die politische Geschichte also schon vollständig historisch ist, in der Kunstgeschichte aber noch als vorhistorisch erscheint, baute man im norddeutschen Tieflande (Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, Preufsen), da es an bequemen Bausteinen fehlte, fast ausschliefslich mit dem reichlichst vorhandenen Holze*), vorzugsweise Kiefern- und Eichenstämmen. Die Wohnhäuser waren ohne jede Ausnahme aus Holz und zwar nach Tacitus aus unbehauenen Baumstämmen hergestellt. Die Fugen zwischen denselben wurden mit Lehm verschmiert. Die Befestigungen bestanden aus Pfahl- und Flechtwerk und Erdwällen, deren innere und äufsere Böschung zuweilen mit einem Pfahlwerk bekleidet war. Selbst die Kirchen, und die den bescheidensten Bedürfnissen kaum genügenden Klostergebäude bestanden ganz aus Holz. Da selbstverständlich von Bauwerken dieser Art nichts erhalten ist, sind wir über ihre nähere Beschaffenheit nicht unterrichtet, können auf dieselben nur aus Analogien schliefsen, aus neueren Werken von Völkern niederer Kulturstufe, die unter ähnlichen Verhältnissen leben.

Nachdem in dem Ländergebiete, welches den westlichen Teil der heutigen Provinz Brandenburg bildet, das Christentum nach langen Kämpfen in der Mitte des XII. Jahrhunderts endlich völligen und dauernden Sieg über das hartnäckige wendische Heidentum erlangt hatte, begann neben dem bewährten Holzbau, welcher mit entsprechenden Modificationen durch alle späteren Jahrhunderte bis auf unsere Tage sich erhalten hat, auch der massive Monumentalbau.

Die Baukunst nimmt in neuen Kulturländern im allgemeinen den Charakter an, welcher in denjenigen benachbarten Ländern üblich ist, von wo aus die weltlichen und geistlichen Einrichtungen überhaupt übertragen werden.

Auch die Baukunst der Mark Brandenburg folgte diesem Grundgesetze mit grofser Bestimmtheit. Doch wurden hier nur diejenigen Formen übernommen, welche von dem hier und dort zur Verfügung stehenden, wesentlich verschiedenen Material nicht direkt abhängen. Die Baukunst folgte daher in ihren Gesamtanlagen dem in Sachsen üblichen Schema, schlofs sich in ihren Detailformen der dortigen Formbildung aber nur soweit an, als das verschiedenartige Material es zuliefs.

Das in Sachsen zur Verfügung stehende Baumaterial des Sandsteins findet sich in dem neu eroberten Lande nur sehr vereinzelt und in kleinen Quantitäten, so z. B. bei Freienwalde, aus dessen jetzt erschöpftem Bruche wahrscheinlich die Steine für den alten Burgturm zu Stolpe (und in neuerer Zeit noch für den Bau der Garnisonkirche zu Berlin) entnommen sind. Man konnte dieses Baumaterial in der Mark Brandenburg also nur in kleinen Quantitäten und in den verhältnismäfsig seltenen Fällen anwenden, da eine günstige Kommunikation auf grofsen Flüssen den Transport derselben, welcher zudem oft durch viele Zölle erschwert wurde, ermöglichte. So wurden z. B. die Sandsteine für die älteren Teile des in einfacher Gestaltung, aber in grofsartigem Mafsstabe

*) Lehfeldt, Holzbaukunst (Berlin 1880) Seite 99 ff.

ausgeführten, 1149 vorläufig vollendeten und 1170 geweihten Doms zu Havelberg auf der Elbe aus Plötzke, unfern Magdeburg, die Sandsteine für die Kapitäle der Krypten der Klosterkirche zu Jerichow und des Doms zu Brandenburg gleichfalls aus Sachsen herbeigeschafft. Erst seit dem Anfange des XVI. Jahrh. fertigte man öfter auch gröfsere, bevorzugte Bauteile, besonders Portale, aus Sandstein. Solche finden sich z. B. zu Wilsnack, Frankfurt, Jüterbock, Sorau, Königsberg und an der Marienkirche zu Berlin. Gröfsere Massen von Sandsteinen wurden erst seit der allgemeinen Anwendung der Renaissanceformen und besonders zur Zeit Königs Friedrichs II.*) für dessen zahlreiche Bauten in Potsdam und Berlin herbeigeführt.

Das Bauen mit Sandstein wurde noch dadurch erschwert, dafs die Handwerker im Lande mit diesem Material nicht vertraut waren, daher fremde Arbeiter dafür von auswärts herbeigezogen werden mufsten.

Von Gestein, welches für Bauten brauchbar ist, findet sich im Lande selbst der Kalkstein von Rüdersdorf, welcher jedoch des schwierigen Transports wegen ebenfalls nur ausnahmsweise zur Anwendung gelangen konnte. Derselbe ist zuweilen zu Plinthen-Gesimsen und anderen einzelnen Bauteilen verwendet worden. Auch soll die alte, von Markgraf Otto III. 1254 erbaute, jetzt nicht mehr vorhandene Klosterkirche zu Strausberg ganz und gar aus diesem Material hergestellt gewesen sein.

Sodann findet sich in der Gegend von Dobriluck der Eisenstein, welcher dort in ausgedehnter Weise zum Kirchenbau (Friedersdorf, Luckau) und selbst zur Herstellung architektonischer Kunstformen (Riedebeck) verwendet worden ist.

Man war in der Mark Brandenburg für die monumentale Baukunst daher vorzugsweise auf das im Lande fast überall in grofsen Mengen vorhandene Material der erratischen Granitblöcke (Feldsteine) angewiesen, welche als Trümmer skandinavischer Urgebirge in den Zeiten der grofsen Flut hierher geführt und abgelagert worden sind. Diese Granitblöcke von ganz unregelmäfsiger Gestalt finden sich in sehr verschiedener Gröfse — die gröfsten sind die sogenannten Markgrafensteine im Walde bei Rauen — einzeln oder in gröfseren Massen beisammen, auf der Oberfläche des Erdbodens oder unter derselben, mit einer mehr oder weniger dicken Erdschichte bedeckt.

Da der Granit überaus hart ist, erforderte das Zuhauen von Bausteinen aus demselben grofse Mühe, erschwerte also die Ausführung gröfserer Bauwerke. In Folge dessen beschränkte man sich bei der Anwendung dieses Materials auf die einfachsten Formen, machte die Wände ganz glatt, stellte die Gesimse durch einfache Abfasungen, die Laibungen der Fenster als glatte, schräge Flächen, jene der Portale in rechtwinkligen Abtreppungen her. Das Mauerwerk der Wände wurde, in roher Nachahmung des sächsischen Sandsteinquader-Mauerwerks, an den äufsern Flächen durch sorgfältig bearbeitete Würfel von etwa 0,27 m. Seite — gröfsere Stücke kommen nur selten (Prenzlau) vor — das Innere derselben aus sogenanntem Füllwerk, bestehend aus unregelmäfsigen kleinen Stücken Stein oder Ziegel mit Mörtel hergestellt. Die Bogen der Thüren und Fenster wurden aus ähnlichen

*) Seit der Eroberung Schlesiens liefs der König auch viel Marmor von dort und selbst aus Italien für seine Prachtbauten einführen.

Quadern mit konzentrisch gerichteten Fugen gebildet. Selbst Gewölbe konstruierte man aus Granitstücken. Schüchterne Versuche einer ornamentalen Ausbildung finden sich höchst selten (Prenzlau, Brandenburg an St. Gotthard), am weitesten vorgeschritten zu Fürstenwerder, nur an den Portalen. Daher gibt es bei diesen Bauten, abgesehen von dem Ersatz der ursprünglichen Rundbogen durch Spitzbogen und der später vereinfachten Grundrifsdisposition, keine fortschreitende Entwickelung. Das Alter derselben kann man daher eigentlich nur durch Beachtung der mehr oder weniger sorgfältigen Technik schätzen. Die Steinhauerarbeit der ältesten Bauten der Art, wie z. B. der Kirche zu Tempelhof bei Berlin, ist überaus sorgfältig; in späteren Jahrhunderten ist dies weniger der Fall. Zuletzt hört der Quaderbau ganz auf und an seine Stelle tritt die noch gegenwärtig übliche Bauausführung aus rundlichen, unbehauenen Feldsteinen und aus unregelmäfsig gestalteten, gesprengten, nicht behauenen Granitstücken, deren glatte Seiten man nach aufsen legte. In der geschilderten Konstruktionsweise stellte man nicht nur Kirchen her, sondern auch Befestigungsbauten, Mauern und Türme (Gransee, Strausberg), vorzugsweise Thortürme (Prenzlau) und Burgen (Schlofs Eisenhardt, Rabenstein).

Aufser dem Granit befindet sich im Lande selbst kein anderes Baumaterial als der Thon zur Anfertigung von Ziegeln, dieser aber fast überall, in unerschöpflichen Mengen und vortrefflicher Qualität. Und in der That ist der Thon auch in ausgedehntestem Mafse zur Fabrikation von Mauerziegeln verwendet worden.

Wir können demnach, bezüglich der älteren Bauwerke der Mark Brandenburg, je nach dem Material, aus welchem sie bestehen, zwei Hauptgruppen unterscheiden, jene aus Granit und jene aus Ziegeln. Bei der Verschiedenheit dieser beiden Materialien kommt ein Übergreifen von der Formbildung des einen in die des andern kaum vor. Diese beiden Baumaterialien sind aber auch, wie F. v. Quast treffend bemerkt*), die denkbar heterogensten: »Das eine, ein überaus hartes, von der Natur gebildetes Gestein, das nur sehr schwer zu behauen ist und deshalb zu einer nur irgendwie formierten Architektur nicht verwendet werden kann. Das andere, aus weichem Thon geformt, der jedes Eindrucks, jeder Formbildung fähig ist und daher fast von selbst zu einer reich dekorierten Baukunst auffordert. Nur in Einem stimmen sie zusammen: Feldstein und Ziegel eignen sich vorzugsweise für Herstellung glatter Mauern und sind nicht für solche Architektur geeignet, welche vielfach frei vortretende Vorsprünge oder reich ausgebildete freistehende Formen besitzen.«

Die Technik des Backsteinbaues tritt, nachdem bis dahin der Granitbau ausschliefslich in Gebrauch gewesen war, in der Mitte des XII. Jahrhunderts im Bistum Havelberg plötzlich und unvermittelt, was in dem unkultivierten Lande sehr auffallend ist, an einigen grofsartigen und Epoche machenden Bauwerken sogleich in hoher Vollendung auf. Sie wurde durch niederländische Kolonisten**)

---

*) Deutsches Kunstblatt 1850, Seite 229.

**) L. v. Ledebur, Vorträge zur Geschichte der Mark Brandenburg, S. 37 ff.
Adler in den Märkischen Forschungen Bd. VII und in der Festschrift der technischen Hochschule zu Berlin 1884.

eingeführt, welche, nach dem Berichte des Chronisten Helmold, der Markgraf Albrecht der Bär, durch Vermittlung des Bischofs Anselm von Havelberg, seit 1143 aus Holland und vom Niederrhein in sein Land berief und welchen er die von Slaven entblößten Landstriche als Wohnsitze anwies. Der Gebrauch der Backsteine zur Herstellung von Kunstbauten fand bald allgemeine Verbreitung. Die grofse Verschiedenheit dieses Materials von dem in Sachsen gebräuchlichen Sandstein nötigte zu neuen Konstruktionen und Formen. Diese übten eine bedeutende Einwirkung auf den bis dahin herrschenden Stil und führten zur Ausbildung eines neuen Systems, welches im ganzen Gebiete des Backsteinbaues (Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, Preufsen, Dänemark und das südliche Schweden), trotz mancher provinziellen und lokalen, durch fremde Einflüsse veranlafste Eigentümlichkeiten, als ein einheitliches Ganzes erscheint. Der Stil zeigt sich bis in die kleinsten Details hinein als ein in sich abgeschlossener, so dafs z. B. die Formen des Doms zu Stendal jenen des Doms zu Königsberg in Ostpreufsen ähnlicher sind, als jenen des Doms von Magdeburg. Die Ausbildung der Backstein-Architektur entwickelte sich im Laufe der Zeit, wenn auch mit gewisser Rücksicht auf die Haustein-Architektur des benachbarten Sachsen, selbständig und in allen Gegenden annähernd gleichzeitig, so dafs eine neue Errungenschaft nicht auf einen kleinen Umkreis beschränkt blieb, sondern bald im ganzen Gebiete des Ziegelbaues allgemeine Geltung gewann.

Die Technik der ältesten Backsteinbauten ist unübertrefflich. In Folge dessen sind die betreffenden Bauwerke, wenn sie nicht gewaltsam zerstört wurden, noch heute sehr gut erhalten. Der Thon, aus welchen die Ziegel gefertigt sind, ist sorgfältig gereinigt; die Ziegel selbst sind vollkommen durchgebrannt, von gleichmäfsig hochroter Farbe und glatten Flächen. Das Format der ältesten Ziegel ist klein; es erfuhr allmählich bis zur Mitte des XV. Jahrhunderts eine Vergrößerung. Auf den Ziegeln findet man häufig eingedrückte Stempel mit einfachen Zeichen, welche Ähnlichkeit mit den Haus- und Hofmarken, sowie den Steinmetzzeichen haben. Es sind ohne Zweifel Fabrikmarken. Die Schichten der Ziegel und die Mörtelfugen sind gleichmäfsig, die Mauern glatt. Der Verband in den sichtbaren Mauerflächen ist der gotische, bei welchem in jeder Schicht zwei Läufer und ein Binder abwechseln, oder in spätern Jahrhunderten der wendische, bei welchem in jeder Schicht ein Läufer mit einem Binder wechselt. Seit dem Anfange des XIII. Jahrh. wurden auch schwarz, grün oder gelb glasierte Ziegel angewendet und mit diesen auf gröfseren Mauerflächen ein geometrisches Muster hergestellt. Die architektonischen Kunstformen wurden entweder, ähnlich wie beim Werksteinbau, durch Behauen der Ziegelsteine mittels Meifsel und Hammer hergestellt, oder besonders geformt. Letzteres geschah vorzugsweise für Konsolen, Kapitäle, Gesimse, Basen, Fenster- und Thüreinfassungen, Säulchen, selbst ganze Baldachine und figürliche Darstellungen, Statuetten, Reliefs etc. zum Schmuck der Strebepfeiler (St. Katharinen zu Brandenburg, Marienkirche zu Königsberg) und reicheres Mafswerk mit Rosetten, zum Teil durchbrochen und in glasierten Ziegeln, zum Schmuck von Giebeln und Portalen (St. Katharinen zu Brandenburg, Rathäuser zu Tangermünde und Königsberg). Am häufigsten sind Blattornamente in flachem Relief und Mafswerk auf einzelnen Ziegeln, aus welchen fortlaufende Friese zusammengesetzt wurden. Solche Formsteine haben zuweilen bedeutende

Dimensionen (Brandenburg, Gramzow, Kalau). Auch versah man Ziegel mit Inschriften, welche entweder schon vor dem Brande in die weiche Masse eingedrückt oder erst später in das fertige Mauerwerk eingemeifselt wurden (Fürstenberg, St. Katharinen und St. Peter zu Brandenburg). Von Inschriften, welche aus einzelnen Platten zusammengesetzt sind, in welche je ein Buchstabe (Majuskel) eingedrückt ist, ist nur ein Beispiel in Zinna bekannt.

Die sauber verfugten Mauern sind im Äufsern und Innern in ihrer natürlichen Farbe und Textur (ohne Abputz) sichtbar. *)

Verputzt wurden nur Flächen, welche mit Malerei bedeckt werden sollten, die Flächen der Gewölbekappen und die Bogenlaibungen, letztere jedoch so, dafs die Ränder derselben frei von Putz blieben. Aufserdem wurden die Mauerblenden und Nischen, sowie alle vertieften Friesstreifen verputzt.

III. Kirchliche Bauwerke.

Die ersten baulichen Anlagen in einem von Deutschen neu eroberten und christianisierten Lande waren stets Burgen und Kirchen. Die ältesten christlichen Kirchen waren, wie erwähnt, ganz aus Holz hergestellt, nur klein, genügten kaum den dringendsten Bedürfnissen und entbehrten aller Kunstformen. Von denselben ist selbstverständlich nichts erhalten, auch nicht in Abbildungen. Wir wissen demnach nicht, wie sie aussahen.

Die ältesten der erhaltenen Kirchengebäude sind aus Granitquadern erbaut. Das Planschema derselben ist sehr einfach, besteht aus einem quadratischen Chor mit halbrunder, gewölbter Apsis, etwas breiterem, oblongem, einschiffigem Langhause und einem im Grundrifs oblongen, verhältnismäfsig sehr mächtigen, westlichen Glockenturm, welcher in Zeiten der Gefahr zugleich als Zufluchtsort und zur Verteidigung diente. Chor und Langhaus sind mit Balkendecke versehen. Letzteres ist zuweilen nachträglich in späteren Jahrhunderten mit Gewölben, welche auf einer in der Mitte stehenden Reihe von Säulen ruhen, überdeckt worden (Pechüle). Die Wandflächen sind sehr grofs; Fenster und Thüren sind auf die dringend notwendige Anzahl beschränkt und von sehr geringen Dimensionen, die Fenster etwa 0,25 m. breit, oft aber ziemlich hoch. Die Dächer sind hoch, und waren anfangs mit Schindeln gedeckt, welche später jedoch überall durch Hohlziegel (Mönche und Nonnen) ersetzt worden sind. Auch der Turm war ursprünglich wohl ausnahmslos mit einem, zwischen zwei Giebeln eingeschlossenem Satteldache, dessen First von Norden nach Süden streicht, versehen.

Die ältesten Bauten der Art finden sich nach Adler zu Leitzkau, Lobung, Burg, Salzwedel, Arneburg etc. Andere charakteristische Beispiele solcher Kirchen, welche nur selten ganz intakt (Grabow) erhalten sind, finden sich z. B. zu

*) In den bei weitem meisten Fällen ist das Innere in spätern Jahrhunderten wiederholt übertüncht worden. Doch gibt es auch noch einzelne Kirchen, z. B. Dom und St. Marien zu Stendal, bei welchen der alte Ziegelrohbau auch im Innern noch erhalten ist.

Tempelhof, Mariendorf, Marienfelde und Lindenberg bei Berlin, Bergsdorf bei Zehdenik und an vielen Orten auf dem Fleming.*)

Dieser Typus hat sich mit nur geringen Veränderungen durch Jahrhunderte erhalten. Zuerst blieb die Apsis fort. Der Chor wurde gerade geschlossen (Werder bei Jüterbock) und auf der Giebelseite mit drei schmalen, schlanken Spitzbogenfenstern versehen. Dann blieben der Chor und auch der Westturm fort. Die Kirchen dieser letzten Periode bestehen nur aus einem oblongen Langhause (Dobberzin bei Angermünde) aus dessen Dache auf der Westseite ein Turm aus Holz sich erhebt.

Die meisten Kirchen dieser ältesten Perioden sind, dem Bedürfnis jener Zeit entsprechend, wie erwähnt, nur klein. Gröfsere Anlagen sind nur ausnahmsweise einheitlich durchgeführt (Pfarrkirche zu Alt-Landsberg [ca. 1220—1230], Klosterkirche zu Zinna [ca. 1200—1220]) und zur Vollendung gelangt. Die meisten Bauten der Art sind später beseitigt, oder in Backstein umgebaut oder vergröfsert worden. (Bernau, St. Gotthard zu Brandenburg, St. Nicolai zu Berlin).

Die Plandisposition der kleineren Kirchen in Backstein ist dieselbe, wie jene der Kirchen aus Granit. Gröfsere Kirchen aber baute man allgemein nach dem Schema der dreischiffigen kreuzförmigen Basilika mit quadratischem Chor, an welche sich eine halbkreisförmige Altarnische anschlofs, kleinen Altarnischen an den Kreuzarmen, breitem, hohem Mittelschiff und schmalen, niedrigen Seitenschiffen. Die Decken waren, mit Ausnahme der stets gewölbten Altarnische, entweder von Holz, also flach, oder bestanden seit dem Ende des XII. Jahrhunderts in den Seitenschiffen aus quadratischen Kreuzgewölben. Die Arkaden, Fenster und Thüren sind rundbogig geschlossen; die Aufsenwände mit Lisenen und Bogenfriesen belebt; die Bildung der Einzelformen ist streng und schlicht. Charakteristisch sind auch starke Halbsäulenvorlagen an den Vierungspfeilern, das Trapezkapitäl und der Zickzackfries (Sägefries, deutsches Band). Die ältesten, durch die niederländischen Kolonisten in der Mark in Backstein ausgeführten Kirchengebäude sind nach Adler: die Klosterkirche zu Diesdorf bei Salzwedel, 1161 gebaut, die Kirche zu Grofs-Boyster, die Dorfkirche zu Schönhausen, die um 1160 gebaute Westfront der Ordenskirche zu Werben; dann auf dem rechten Ufer der Elbe, als Hauptausgangspunkt für die neue Technik, die stattliche Klosterkirche zu Jerichow (1149—59) in Form einer doppeltürmigen, kreuzförmigen, flach gedeckten Basilika mit zwei Nebenchören und drei Absiden, die Kirchen zu Wulkow, Sandow, Klietz, Fischbeck, Schmitsdorf, Redekin, sämtlich zwischen 1149 und 70 erbaut. Daran schliefsen sich, in südöstlicher Richtung fortschreitend, zunächst die altertümliche Nicolaikirche vor Brandenburg um 1150, die Kirche zu Pechüle und jene auf dem Damme vor Jüterbock, 1174 erbaut. Der Backsteinbau findet dann wegen leichterer Beschaffung des Materials und schnellerer, daher billigerer Herstellung, immer allgemeinere Anwendung. Schon im XIV. Jahrhundert wurden alle künstlerisch behandelten

*) Die Ursache der vielen wüsten Kirchen und wüsten Ortschaften, welche besonders in der Ukermark aber auch sonst sehr zahlreich sind, haben wir in vielen, während des XII.—XVI. Jahrh. geführten Kriegen, welche in jener Zeit fast gleichbedeutend mit Landesverwüstung waren, zu suchen. Auch dürfte der schwarze Tod in der Mitte des XIV. Jahrhunderts dazu beigetragen haben.

Bauten in Backstein hergestellt, und nur einzelne Gebäudeteile, welche eines gröfseren Widerstandes gegen äufsere zerstörende Einwirkungen bedürfen, wie Fundamente, Fufsgesimse, Thüreinfassungen, wurden auch ferner noch aus Granit gefertigt. Die den märkischen Bauleuten geläufige Technik des Granitbaues fand in stets zunehmender Vernachlässigung fortan nur bei kleinen Dorfkirchen und für Bedürfnisbauten Anwendung, lief aber in manchen Gegenden noch Jahrhunderte lang neben dem Backsteinbau her. Eine Mischung beider Materialarten an demselben Gebäude kommt in älterer Zeit nur selten vor. (Krewese 1158.)

An die genannten ältesten Backsteinbauten schliefsen sich aus dem Ende des XII. und Anfangs des XIII. Jahrhunderts von noch vorhandenen Bauwerken zunächst der später umgebaute Dom zu Brandenburg (gegründet 1165, vollendet 1187), die Klosterkirchen zu Dobriluck (ca. 1210—28) und Lehnin (seit 1180), die Pfarrkirchen St. Nicolai zu Treuenbriezen (um 1220—30) und St. Lorenz zu Salzwedel, Reste des ältern, um 1200—1210 erbauten Langhauses von St. Maria und St. Andreas zu Rathenow. Die im XVIII. Jahrhundert untergegangene und nur in Darstellungen erhaltene Marienkirche bei Brandenburg, gehörte ebenfalls der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts an, ebenso der ältere Dom zu Stendal, von welchem nur noch die Westfront erhalten ist, die zweischiffige Pfarrkirche zu Plaue und in reicherer Durchbildung, die älteren Langhausteile der Pfarrkirche St. Maria Magdalena zu Eberswalde.

Einzelne Reste eines Backsteinbaues auf der Ziegeninsel im Parsteinsee zeugen davon, dafs die romanische Bauweise noch in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts festgehalten wurde.

Gegen Ende des XIII. Jahrhunderts war die romanische Bauweise mit ihren Rundbogen schon gänzlich durch die gotische mit ihren Spitzbogen verdrängt.

Die erste Hälfte des XIV. Jahrhunderts ist die Blütezeit des gotischen Backsteinbaues in der Mark. Die Plandisposition der in höchster technischer Vollendung durchgeführten Kirchen ist eine sehr regelmäfsige. Die kleineren Kirchen haben einen einschiffigen, polygon geschlossenen Chor, ein etwas breiteres, gleichfalls einschiffiges Langhaus und einen massigen, westlichen Glockenturm, welcher wenig gegliedert in die Höhe steigt, nur durch Friese und Gesimse in mehre durch Nischen belebte Stockwerke geteilt ist. Bei gröfseren Kirchen ist das Langhaus meistens dreischiffig, anfangs noch in der Form der Basilika, später in jener der Hallenkirche ausgeführt. Die Deckengewölbe derselben, anfangs Kreuz-, später Sterngewölbe, ruhen auf Rundsäulen oder achteckigen Pfeilern mit vorgelegten Gurtträgern und gegliederten Ecken und auf Wanddiensten oder zierlichen Konsolen. Die Gewandungen der Fenster und Portale sind mit zwischen Kehlen stehenden Säulchen besetzt oder mit Stäben und Kehlen profiliert, welche am Kämpfer durch ein Gesims abgeschlossen sind; das Fenstermafswerk ist in der Regel schön gezeichnet. Die Giebel sind mit Fialen, Nischen und Rosetten geschmückt. Detailformen, klar und edel in der Zeichnung und trefflich stilisiert, sind nur sparsam angewendet. Der Aufbau ist einfach und stets von edelsten, schlanken Verhältnissen. Die ganzen Gebäude zeichnen sich vor älteren und jüngeren ähnlicher Art durch Einfachheit, mafsvolle Zurückhaltung und Harmonie aller Einzelteile aus.

In dieser Zeit wurde auch ein grofser Teil der zahlreich vorhandenen, monumentalen Klosterbauten, welche teils erhalten und für andere Zwecke noch benutzt werden, teils die Kunstfreunde nur noch als Ruinen erfreuen, oder auch ganz verschwunden sind, ausgeführt.

Die Klöster waren in der Mark weit verbreitet und auf die Entwickelung der gesamten Kultur, sowie namentlich der Baukunst im Mittelalter, von bedeutendem Einflusse.

Von dem Orden der Benediktiner, dem ältesten und wichtigsten, welcher vorzugsweise durch Pflege der Wissenschaften sich auszeichnete und die Verbreitung des Christentums unter den Heiden sich zur Aufgabe machte, sind in der Mark keine Mönchsklöster gestiftet worden, da zur Zeit der Blüte dieses Ordens, im X. und XI. Jahrhundert, die Länder rechts der Elbe vom Slaventum beherrscht waren, welches sich energisch gegen die Christianisierung wehrte. Seit der Mitte des XII. Jahrhunderts sind aber Mönchsklöster dieses Ordens überhaupt nicht mehr gestiftet worden. Benediktiner-Nonnenklöster dagegen bestanden zu Spandau, Gransee und Neuendorf bei Oderberg.

Aus dem Schofse der Benediktiner gingen die Cistercienser*) hervor, welche sich nicht den Wissenschaften, um so eifriger aber der Bodenkultur widmeten. Die Mönchsklöster dieses Ordens waren in landwirtschaftlicher und finanzieller Hinsicht wahre Musterwirtschaften. Die Blütezeit derselben fällt mit der Wiedereroberung und Christianisierung der Mark zusammen. Sie sind hier zahlreich vertreten und für die Entwickelung der Mark von hoher Bedeutung geworden. Die Ciscterciensermönche liefsen sich nie in Städten, sondern immer auf dem platten Lande nieder. Zuweilen aber siedelten sich bei diesen Klöstern andere Bewohner an, und so entstanden neben ihnen allmählich Marktflecken. Mönchsklöster dieses Ordens waren zu Zinna, Dobriluck, Lehnin, Chorin, Himmelpfort, Neuzelle, Marienwalde und Himmelstädt. Cistercienser-Nonnenklöster, welche nicht selten auch in Städten angelegt wurden, befanden sich zu Friedland, Bernstein, Heiligengrabe, Marienfliefs, Boytzenburg, Zehdenick, Prenzlau, Seehausen, Reetz, Zehden, Guben, Jüterbock.

Von dem strengen, gleichfalls aus den Benediktinern hervorgegangenen Orden der Karthäuser, welche sich besonders an grofsen Handelsplätzen finden, ist nur das eine Kloster zu Frankfurt zu nennen.

Aus dem Bestreben, die Augustiner auf strengere Regeln zurückzuführen, gingen die Prämonstratenser hervor. Mönchsklöster dieses Ordens waren in der Mark bei der Marienkirche auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg, zu Gramzow; auch die Domkapitel zu Brandenburg und Havelberg hatten diese Regel angenommen. Ein Prämonstratenser-Nonnenkloster befand sich zu Lindow.

Seit dem XIII. Jahrhundert schlossen sich diesen geistlichen Stiftungen die zahlreichen Klöster der Bettelorden an, welche fast ausnahmslos in Städten ihren Sitz hatten. Dahin gehören die zur Augustinerregel sich bekennenden Eremiterbrüder zu Brandenburg, Friedeberg, Königsberg, die sehr verbreiteten und beson-

*) Winter, die Cistercienser im nordöstlichen Deutschland (Gotha 1868).
Dohme, die Kirchen des Cistercienser-Ordens in Deutschland während des Mittelalters (Leipzig 1869).

ders auf die unteren Volkschichten einflufsreichen Franziskaner, z. B. zu Angermünde, Berlin, Brandenburg, Gransee, Jüterbock, Kyritz, Kottbus, Sorau, Krossen, die der Seelsorge der höheren Stände sich widmenden Dominikaner, z. B. zu Brandenburg, Köln, Neu-Ruppin, Strausberg, Luckau, Soldin, Berlin (aus letzteren ging 1536 das Domstift hervor). — Schliefslich sind noch zu nennen die Klöster einiger unbedeutender, weniger bekannter Orden, z. B. das der Serviter oder Marienknechte zu Alt-Landsberg und das der Karmeliter zu Perleberg und Dahme.

Die Anlage der Klostergebäude war typisch. An die Südseite der Klosterkirche, deren Disposition je nach dem Orden, dem sie angehörte, in manchen Einzelheiten verschieden ist, schliefst sich ein einen quadratischen Hof umgebender, stets gewölbter Kreuzgang. Um denselben liegen in drei Flügeln die verschiedenen Klostergebäude, welche die eigentliche Klausur bilden, und zwar im Südflügel das meist zweischiffige, in der Regel mit Sterngewölben überdeckte Refektorium (Speisesaal), im Ost- oder Westflügel der gleichfalls gewölbte Kapitelsaal. Von solchen Sälen sind sehr schöne Beispiele in Prenzlau, Havelberg, Alt-Friedland und sonst noch erhalten. In den Cistercienserklöstern war an dem Südflügel, gegenüber dem Refektorium, gewöhnlich noch ein kapellenartiges Brunnenhaus ausgebaut (Neuzelle). Die Wohnzellen, Küchen und andere, nur wirtschaftlichen Zwecken dienenden Räumlichkeiten sind architektonisch nicht besonders ausgebildet. Dagegen ist die von der Klausur getrennt liegende Abtswohnung meist monumental behandelt und reicher ausgestattet.

Das hervorragendste, edelste und schönste Kirchengebäude der frühgotischen Periode ist die leider nur als Ruine erhaltene, von Markgraf Johann I. erbaute Klosterkirche zu Chorin. (1310 vollendet.) An diese schliefsen sich zunächst die, gleichfalls leider nur als sehr zerstörte Ruinen erhaltenen Klosterkirchen zu Gramzow, Boytzenburg und Gransee. Ferner, von erhaltenen Gebäuden, der Chor der Pfarrkirche und die Hospitalkirche St. Georg zu Eberswalde, die Klosterkirchen zu Angermünde, Berlin, Königsberg, St. Paul zu Brandenburg, Neu-Ruppin (vollendet 1320), die Marienkirche zu Prenzlau (1325—40) in ihrer ursprünglichen Anlage, Langhaus und Chor von St. Gotthard zu Brandenburg, die Kirche zu Müncheberg (um 1310), St. Marien zu Gransee (1320), der Chor des Domes zu Havelberg, in seinem spätern Umbau (1386—1411) und der Chor von St. Jakob zu Perleberg.

Durch das Aufblühen der Städte am Ende des XIV. Jahrhunderts wurde auch die Baukunst von neuem belebt und es entwickelte sich bald aller Orten eine sehr rege Bauthätigkeit. Im XV. Jahrhundert wurde mehr als je gebaut. Besonders waren die gröfseren Städte bemüht, ihre älteren Pfarrkirchen, welche für die unterdefs erheblich gewachsene Bevölkerung zu klein sich erwiesen, entweder bedeutend zu erweitern, oder nach und nach abzubrechen und in gröfseren Dimensionen als weiträumige, meist dreischiffige Hallenkirchen mit gleichfalls dreischiffigem, gerade geschlossenem Chor, neu wieder aufzubauen. Bei Ausführung dieser Gebäude strebte man dahin, die ältern Bauten der Bischöfe und Klöster an räumlicher Gröfse und Reichtum der architektonischen Dekoration zu überbieten. Doch hatte man verlernt, edle einfache Schönheit herzustellen, suchte dafür durch Massenwirkung oder Reichtum an Einzelformen zu imponieren. Der fromme Sinn reicher Bürger veranlafste manche neue Stiftung an Kirchen und Kapellen. Auch Rathäuser und

Brüderschaftshäuser erstanden neu und die Befestigungen zu gröfserer Macht gekommener Städte wurden verstärkt, erweitert, oft auch mit kunstvoll ausgebildeten Thorbauten versehen. Auch einzelne Bürger begannen massive Wohnhäuser mit reicherem Schmuck sich herzustellen.

Das Bedürfnis nach mehr Raum in den Kirchen führte zu mehr in die Breite gehenden Verhältnissen, statt der früher beliebten aufstrebenden. Die Vorliebe für Hallenkirchen mit drei oder mehr gleich oder nahezu gleich hohen Schiffen wurde allgemein. Auch zog man die Strebepfeiler gern in das Innere der Kirche, gewann dadurch Raum für Einrichtung zahlreicher Kapellen, oder baute die letztere zwischen die Strebepfeiler unter den Fenstern ein. Die dadurch entstandene grofse Breite des Langhauses führte zu auffallend hohen Dächern, welche oft viel höher als die Umfassungsmauern sind, und hohen breiten Giebeln, die dann in reicherer Weise gegliedert werden mufsten, während die Umfassungsmauern nur durch die Fenster und die oft nur wenig vorspringenden, schmucklosen Strebepfeiler unterbrochen sind. Letztere werden zuweilen mit aufsteigenden Mafswerkfriesen (St. Stephan in Tangermünde, Ziesar) oder, in Nachbildung des Hausteinbaus, durch ausgebildetes Mafswerk mit aufgesetzten Wimpergen, Statuetten etc. (St. Marien zu Prenzlau, St. Katharinen zu Brandenburg, St. Marien zu Königsberg) reicher dekoriert. Die Schiffspfeiler sind rund mit vorgelegten Halbsäulen (Dom zu Stendal), einfach achteckig, oder mit gegliederten Ecken, oder auch reicher ausgebildet (St. Marien zu Prenzlau). An den Umfassungsmauern sind, diesen entsprechend, Dienste angeordnet. Die Kämpfergesimse sind sehr einfach und roh oder fehlen auch ganz.

Die gröfseren Kirchen sind fast ausnahmslos gewölbt, entweder mit hochbusigen Kreuzgewölben, häufig mit reich geteilten Stern- oder Netzgewölben auf profilierten Rippen, in den südlich an Sachsen grenzenden Teilen der Mark mit rippenlosen Netzgewölben, zur Überdeckung ganzer Kirchen (Senftenberg) oder noch häufiger in Vorhallen und andern kleinen Räumen. Letztere wurden im XVI. Jahrhundert zu den dütenförmigen Zellengewölben (St. Peter zu Brandenburg, Pfarrkirche zu Bernau, St. Nicolai zu Jüterbock) entwickelt.

Die Portale wurden bedeutend reicher ausgestattet; ihre Wandungen sind kräftig profiliert und nicht mehr durch ein Kämpfergesims unterbrochen. Häufig sind sie zwischen zwei Strebepfeilern so eingebaut, dafs sie vor der Mauerflucht vortreten, oder sind auch durch besondere kleine Fialen begrenzt und mit einem Wimperg gekrönt. Die Mauerfläche über dem Portal ist zuweilen mit einem Mafswerkmuster ganz überzogen. (Königsberg, Gransee, St. Johannes zu Brandenburg). Die Laibungen der Fenster wurden reicher und zierlicher profiliert, oder einfach abgeschrägt; das Mafswerk, nur selten noch erhalten, ist gröfstenteils einfach, zuweilen roh. Den Schmuck der Wände bis zum Hauptgesims bildet in der Regel nur ein unter letzterem herlaufender Mafswerk- oder Blattfries. Über dem Hauptgesims ist zuweilen eine krönende Gallerie (St. Marien in Prenzlau, St. Marien in Stendal) angeordnet.

In der Detailbildung strebte man nach Reichtum, welcher zuweilen in Häufung und Überladung ausartete, verfiel aber oft auch in Rohheit. Dabei wurde der konstruktive Grundgedanke nicht selten vernachlässigt.

Die technische Ausführung der Bauwerke verschlechterte sich im Laufe der Zeit immer mehr. Das Format der Ziegel wurde sehr grofs; das Material derselben ist unrein; ihre Oberfläche ist rissig und voller Löcher; der Mauerverband ist unregelmäfsig; die Mörtelfugen sind unverhältnismäfsig stark. Dabei herrscht häufige Anwendung von Formsteinen, die vielfach farbig glasiert, aber nicht sorgfältig versetzt sind. Die Mauern sind sehr dick, aber nur an ihren Aufsenseiten aus Ziegeln, im Innern aus einem Füllwerk, bestehend aus Granit- und Ziegelstücken und Kalkmörtel hergestellt.

Nebenbei sei auch noch der sogenannten Näpfchen oder Rundmarken gedacht, jener regelmäfsig halbkugelförmigen Vertiefungen in den Ziegeln, zuweilen auch in anderem Material, welche am Äufsern der Kirchen, besonders in der Nähe der Portale, überaus häufig, zuweilen in sehr grofser Anzahl — bis zu dreihundert Stück — sich finden. Daneben kommen dann auch noch längliche Wetzstreifen oder Schleifrillen vor. Eine völlig genügende Erklärung dieser eigentümlichen Zeichen, welche auch im übrigen Deutschland vielfach sich finden, ist nicht bekannt. Am wahrscheinlichsten ist, dafs sie mit dem Aberglauben des Volkes zusammenhängen, welches den Staub von geweihten Mauern für eine Arznei zur Heilung gewisser Krankheiten hielt. *)

Die hervorragendsten Bauwerke dieser letzten Periode der gotischen Baukunst sind:

St. Katharinen zu Brandenburg 1395 — 1401, St. Marien zu Königsberg, St. Marien und Dom zu Stendal, St. Stephan zu Tangermünde, St. Marien zu Angermünde, St. Marien zu Beeskow, die Pfarrkirchen zu Pritzwalk, Luckau, Wusterhausen a. D., Guben, Bernau, Spandau, St. Nikolai zu Jüterbock, Oberkirche zu Kottbus, Dom zu Fürstenwalde 1446—70, Wallfahrtskirche zu Wilsnack 1447—1525, Chor und Kapellen der St. Marienkirche zu Wittstock, die heilige Grabkapelle im Kloster Heiligen-Grabe, Chor von St. Nikolai zu Berlin (1375), St. Marien zu Frankfurt a. O., Langhaus der Pfarrkirche zu Rathenow (seit 1517), Pfarrkirche zu Alt-Krüssow, Siechenhauskapelle zu Neu-Ruppin (1491), St. Georgs-Kapelle zu Prenzlau u. a.

Aufser Pfarrkirchen baute man viele kleine, einzeln stehende Kapellen, meist vor den Thoren der Städte, zum Teil zu Hospitälern gehörig, gelegen. Es sind, mit wenigen Ausnahmen, kunstlose Bauten, von kleinen Dimensionen, einschiffig, polygon geschlossen, meist ohne Deckengewölbe und ohne eigentlichen Turm, nur mit kleinem Dachreiter versehen. Achteckige Kapellen mit Pyramidendach, wie in Havelberg und Treuenbriezen sind selten.

Namen mittelalterlicher Baumeister, welche gröfsere Bauwerke oder einzelne Teile derselben ausgeführt haben, sind einige in Inschriften und Urkunden überliefert. (Zusammengestellt in Ottes Handbuch der christlichen Kunstarchäologie). Die Meister wurden oft von auswärts, zuweilen aus weiter Ferne berufen und zu ihrer Erlangung weder Schwierigkeiten noch Kosten gescheut.

Nach dem Sturz des Katholizismus durch Luthers Kirchenreformation hörte die kirchliche Baukunst im Lande Brandenburg zunächst ganz auf. Dem Be-

---

*) Näheres hierüber siehe in Prüfers Archiv Bd. II und Brand. Provinz.-Blatt Jhg. II, Nr. 38, auch Korrespondenz-Blatt der Deutschen Geschichtsvereine 1877, Seite 55 u. 1880 Seite 79.

dürfnis war durch die zahlreich vorhandenen Kirchengebäude mehr als ausreichend genügt, so dafs viele derselben ihrem ursprünglichen Zwecke nun nach und nach entzogen wurden.

Die bauliche Thätigkeit in den Kirchen beschränkte sich während der nächsten Jahrhunderte, dem veränderten Gottesdienst entsprechend, meist nur auf Einfügung hölzerner Emporen und Errichtung von Kanzeln. Die alten gotischen Flügelaltäre, welche mit ihren Heiligenstatuen bei den Protestanten Ärgernis erregten, wurden vielfach beseitigt und durch, meist sehr hohe und reich gebildete Altaraufsätze im Renaissancestil, zuweilen Werke von ausgezeichnetem Kunstwerte, ersetzt.

Dann kamen die Bedrängnisse des dreifsigjährigen Krieges, während dessen manche Kirche zerstört und später nur dürftig wiederhergestellt wurde. Man baute nur, wo die Not dazu zwang, besonders in Folge von Feuersbrünsten, welche vorzugsweise und wiederholt die Turmspitzen zerstörten. Es entstanden in dieser Zeit jene zahlreich noch vorhandenen Turmspitzen, welche unter dem Namen welsche Hauben bekannt sind.

Ausgangs des XVII. und im XVIII. Jahrhundert war man allgemein bemüht, die lange vernachlässigten, altersgrauen, dunkeln Kirchen zu restaurieren, d. h. man versah das Innere derselben mit einer weifsen Kalktünche und erweiterte in kunstloser Weise die Fenster, um dem Innern mehr Licht zuzuführen. In einzelnen Fällen schmückte man, nach Art der Profanbauten, die Decke und Wände der Kirchenschiffe auch mit Stuckornamenten (Blankenburg bei Berlin, Seegefeld, Neuzelle, Fürstenwalde).

Was im XVIII. Jahrhundert neu gebaut wurde, trägt im allgemeinen den Charakter des nüchternsten Zopfstiles (Garnison- und Heilige-Geist-Kirche zu Potsdam, mehre Kirchen in Berlin, Pfarrkirche zu Neu-Ruppin u. v. a.). Nur dem Turme wird zuweilen eine reichere architektonische Ausbildung zu Teil (Garnisonkirche zu Potsdam, Parochialkirche zu Berlin). Neubauten, wie die nach dem Muster italienischer Kuppelbauten ausgeführten Kirchen zu Lindenberg bei Beeskow (1667 bis 1669), Buch bei Berlin (1731—1736), die evangelische Kirche zu Neuzelle und die französische Kirche zu Potsdam (1752) gehören zu den Ausnahmen.

Der Backsteinrohbau hatte schon längst aufgehört; die Wände wurden aufsen und innen mit Mörtel verputzt, die architektonischen Details aus Haustein, häufiger aus Holz oder Stuck hergestellt.

Am Anfange des XIX. Jahrhunderts war die Kirchenbaukunst vollständig vernachlässigt und fast ganz untergegangen.

Es blieb dem grofsen Schinkel*), dessen höhere Bedeutung freilich auf dem Gebiete des Profanbaues liegt, vorbehalten, dieselbe zu regenerieren und in neue Bahnen zu leiten. Obgleich die Mehrzahl seiner gröfseren Kirchenprojekte unausgeführt geblieben ist, so lassen diese und die nach seinen Plänen erbaute Werdersche Kirche zu Berlin und Nicolaikirche zu Potsdam doch sein Bestreben erkennen, dem Gotteshause, neben den praktischen Bedürfnissen für den evangeli-

*) Kugler, Kleine Schriften und Studien, Bd. 3.
Woltmann, Baugeschichte Berlins, Seite 84 ff.

schen Gottesdienst, dessen Hauptmoment die Predigt ist, durch einheitliche grofsartige Raumentfaltung eine angemessene Würde zu verleihen. Seine Kirchenbauten bewegen sich fast sämtlich in antiken Formen unter Anwendung des Rundbogens und des Architravs; am gelungensten unter ihnen ist die Nicolaikirche zu Potsdam mit der schönsten Kuppel der neueren Architektur. Bei kleineren Kirchen wählte er die Basilika als Vorbild, welche bei organischer Einfügung der Emporen, nicht nur dem praktischen Raumbedürfnis am meisten entspricht, sondern auch, der Antike entsprungen, am besten eine architektonische Durchbildung in den, Schinkels künstlerischer Eigenart am meisten entsprechenden, antiken Formen gestattet. Beispiele dieser Art sind die Kirchen zu Moabit und Straupitz, welchen sich die in bescheideneren Mafsen ausgeführten zu Neu-Hardenberg und Annenwalde anreihen. Bei seinen Ausführungen war er in der Regel durch beschränkte Mittel zu äufserster Sparsamkeit genötigt. Seine Kirchen sind daher gröfstenteils als Putzbauten ausgeführt; nur in der Werderschen Kirche zu Berlin brachte er zum erstenmal den lange vernachlässigten märkischen Backsteinbau wieder zu Ehren und schlofs sich hierbei den mittelalterlichen Formen in seiner eigenartigen Auffassung an.

Schinkels Sorge für die würdige Gestaltung der evangelischen Kirche erstreckte sich nicht nur auf das Gebäude, sondern auch auf die harmonische Durchbildung der inneren Ausstattung desselben. Altar, Kanzel, Taufstein, Orgel und alles Gerät wurden nach seinen Zeichnungen ausgeführt. Den Altar ordnete er auf mehren Stufen als einfachen Tisch an, auf welchem aufser der Bibel die Leuchter und das von der Tradition abweichend gestaltete Kruzifix (Christus auf der Weltkugel stehend, mit ausgebreiteten Armen an das Kreuz gelehnt) ihren Platz erhielten; davor der Taufstein; die Kanzel auf besonderem Postament oder organisch in die Wand eingefügt. Ein in seiner ursprünglichen Anlage vollständig erhaltenes Beispiel der Art ist die Kirche zu Neu-Hardenberg.

Auch war Schinkels Einflufs auf die Restauration älterer Kirchen (Dom zu Brandenburg, Kirchen zu Neu-Ruppin, Stralau, Müncheberg u. v. a.) mafsgebend.

König Friedrich Wilhelm IV.*), dessen religiöser Sinn und dessen Begeisterung für die Verwirklichung der idealen Aufgaben der Architektur, welcher er die eingehendsten Detailstudien gewidmet hatte, auf die Kirchenbaukunst in hohem Mafse fördernd einwirkte, strebte gleichfalls danach, dem evangelischen Gottesdienste einen zweckentsprechenden Raum zu schaffen, hielt dabei aber pietätvoll an den durch die Tradition geweihten Formen fest. Ursprünglich lehnten sich seine Versuche an die Central- und Kuppelbauten der byzantinischen und Renaissancezeit an, zuweilen in Kombination mit der Basilika. Nach seinem Besuche Italiens schlofs er sich mit Entschiedenheit an das Vorbild der einfach ernsten, altchristlichen Basilika an. Gemeinsam mit Schinkel, später mit Persius, Stüler u. a. bearbeitete der König seine Kirchenprojekte, zu denen er in der Regel eigenhändig die ersten Skizzen fertigte. Sein bedeutendster Entwurf, der für den

*) A. Stüler, Über die Wirksamkeit Königs Friedrich Wilhelm IV. auf dem Gebiete der bildenden Künste. Vortrag (Berlin, 1861).

Woltmann, Baugeschichte Berlins, S. 227 ff.

Bau eines evangelischen Doms*) zu Berlin, welcher ursprünglich als dreischiffige, später als fünfschiffige Basilika und schliefslich als Kuppelbau, in Verbindung mit einer Fürstengruft entworfen wurde, kam nicht weit über die Fundamente zur Ausführung. Ein zweiter grofser Kirchenbau, die Schlofskapelle zu Berlin, wurde nach Schinkels, vom Könige stark beeinflufsten Plan, als Kuppelbau durchgeführt. Bei der Friedenskirche zu Sanssouci dagegen kam die Form der altchristlichen Basilika vollständig und in glücklichster Weise zur Ausführung und wurde mit der landschaftlichen Umgebung in schönsten Einklang gesetzt. Das Gebäude, von edlen Verhältnissen, liegt inmitten von Gartenanlagen. Chor und Langhaus spiegeln sich in der Fläche eines Weihers. Mit ihren Nebenanlagen, dem gesondert stehenden leichten Glockenturm, dem umsäulten Atrium, mit edelen Skulpturwerken geschmückt, der Porticus mit Exedra längs des Wassers, dem mit Bogenhallen umgebenen Hofe, den Wohngebäuden und dem reizvollen Eingangsthore bildet die Friedenskirche eine reich gegliederte Gruppe, welche sich von den verschiedensten Seiten her in bewundernswerter Anmut zusammenfügt und, so nahe dem königlichen Park und den glanzvollen Palästen, eine Stimmung hervorruft, die ihrem Namen vollkommen entspricht. Eine im Charakter verwandte, aber viel kleinere und einfachere Anlage ist die Kirche zu Sacrow, welche mit Glockenturm und Säulenhallen an weiter ruhiger Wasserfläche sich erhebt.

Bei den zahlreichen Kirchenbauten, welche auf Staatskosten ausgeführt oder durch staatliche Unterstützung ermöglicht wurden, war der König unausgesetzt bemüht — er änderte oft genug eigenhändig die ihm vorgelegten Baupläne —, jene form- und geistlose Bauweise, welche unter dem Vorwande evangelischer Einfachheit sich ausgebreitet hatte und durch Ersparungsrücksichten vielfach begünstigt wurde, zu verbannen und den Kirchen eine würdigere Haltung und gröfsere Mannigfaltigkeit in der Lösung oft wiederholter Aufgaben zu verleihen. Er sorgte stets für angemessene Ausbildung des Altarraumes, meist Überwölbung desselben, wenn auch das Langhaus mit einer Holzdecke versehen war, stellte die Form der Altäre und Kanzeln fest, widmete seine Aufmerksamkeit der Anlage der Emporen, welche er stets mit der allgemeinen Struktur der Kirche in organische Verbindung zu setzen suchte, ordnete die Stellung der Fenster in Beziehung zu letzteren und hielt in den meisten Fällen auf Anlage besonderer Taufkapellen. Wenn der König auch mit Vorliebe an der Basilikenform festhielt, so liefs er doch auch andere Grundformen gern zu, so dafs die unter seinem Einflufs erbauten Kirchen eine grofse Mannigfaltigkeit aufweisen. Namentlich wechselte er auch gern in der Stellung und Ausbildung der Türme, welche er, bei Landkirchen mehr von malerischem als architektonisch-symmetrischem Gesichtspunkte ausgehend, zur Seite der Ost- oder Westfront anzuordnen liebte.

Den älteren Baudenkmälern, welche lange Zeit gänzlich vernachlässigt waren, wandte der König seine Fürsorge mit grofser Liebe zu, sorgte für bessere Erhaltung und würdige Wiederherstellung derselben, stellte zu diesem Zwecke auch einen besonderen Konservator der Kunstdenkmäler an.

---

*) Siehe: Woltmann, Baugeschichte Berlins, S. 207 ff.

Die Friedhöfe befanden sich ursprünglich, auch in Städten, stets in unmittelbarer Nähe der Kirchen, umgaben dieselben, (werden daher auch Kirchhöfe genannt) und waren mit einer mehr oder weniger hohen Mauer umgeben. Die Portale in diesen Mauern wurden zuweilen architektonisch ausgebildet. Einige Beispiele, wenn auch in ziemlich roher Ausführung, haben sich in Bernau, Potzlow, Lugau, Leuthen, Söllentin erhalten. Nachdem man im XVI. und XVII. Jahrhundert begonnen hatte, die Friedhöfe aus Gesundheitsrücksichten vor die Städte zu verlegen, wurden diese selbstverständlich ebenfalls durch Mauern mit Portalen umgeben. In einzelnen Fällen fügte man diesen Mauern, vielleicht in Erinnerung an den den Gottesacker der Klöster umgebenden Kreuzgang, gewölbte, auf Pfeilern oder Säulen ruhende Hallen an, welche, mit dem wachsenden Bedürfnisse weiter fortgeführt, den Friedhof auf einer oder mehren Seiten umgeben. Einzelne Abteilungen derselben wurden bevorzugten Familien als Begräbnifsstätten überwiesen. Beispiele dieser Art sind bei Schwiebus und Sorau erhalten. — Aus neuester Zeit stammt der mit einer hohen architektonisch gegliederten Mauer umgebene schöne Friedhof zu Radensleben.

IV. Dekoration der Kirchen.

Die Architektur des Mittelalters erhält einen wesentlichen Schmuck durch die Bildhauerkunst, welche ihrerseits wieder nicht selbständig, sondern nur in Verbindung mit der Architektur auftritt.

In der Mark Brandenburg scheint die Bildhauerkunst während des Mittelalters nicht in hervorragender Weise geübt worden zu sein. Der Grund dafür ist hauptsächlich wohl in dem Mangel eines dafür geeigneten natürlichen Steins zu suchen. Wandte sich doch auch die Architektur schon frühzeitig von dem ungefügigen, harten und zu feineren Arbeiten unbrauchbaren Granit, zu den leicht zu bearbeitenden künstlichen Steinen aus gebranntem Thon. Hierin wurden die Kunstformen ursprünglich aus den in roher Form gebrannten Steinen herausgemeifselt. Indes wufste man doch bald den grofsen Vorteil dieses Materials zu benutzen, indem man die Form in der weichen Masse fertig modellierte und dann erst durch Brennen härtete. Wenn ausnahmsweise einzelne Teile eines Baus aus Sandstein hergestellt werden sollten, so wurden, da schon das Material importiert werden mufste, gleich die fertigen Arbeiten, oder in einzelnen Fällen, da der Transport mit Gefahr für dieselben oder besonders grofsen Umständen verbunden gewesen wäre, selbst die Künstler von auswärts bezogen. Ähnlich dürfte es sich auch mit den oft in hoher Vollendung gefertigten Grabplatten und den Sakramentshäuschen aus Stein verhalten, denn, soweit an diesen Arbeiten architektonische Formen sich finden, weichen dieselben wesentlich von den in der Mark üblichen ab und weisen auf Süddeutschland hin.

Die ältesten Denkmäler der Steinplastik in der Mark sind die in Sandstein sehr sorgfältig ausgeführten Kapitäle in der Krypta des Domes zu Brandenburg, welche, wie Adler*) nachgewiesen hat, um 1235 in Magdeburg gearbeitet worden

*) Adler in den Märkischen Forschungen Bd. VII, S. 183 ff.

sind. Eins derselben ist zugleich in kulturhistorischer Beziehung von besonderem Interesse, da — nach dieses Forschers Darlegung — auf demselben ein Markgraf, einer seiner Vasallen und ein Slave dargestellt sind, dies Kapitäl also eine Erinnerung an den Jahrhunderte langen Kampf zwischen Sachsen und Slaven bewahrt. — Andere ältere, gut ausgeführte Skulpturen finden sich am Kämpfergesims des Westportals und an den Kapitälen des Kreuzganges des Domes zu Brandenburg. Zu den besten mittelalterlichen Skulpturen in der Mark gehören die in Sandstein ausgeführten Reliefs und Statuen an der Chorschranke des Havelberger Doms, an den grofsen Standleuchtern daselbst und zu Wilsnack, welche gegen Ende des XIV. Jahrhunderts, sehr wahrscheinlich in Magdeburg, gefertigt worden sind. An den Kirchen des XV. Jahrhunderts kommen plastische Sandsteinarbeiten öfter vor, z. B. die Statue des h. Nikolaus am Portal der Nikolaikirche zu Jüterbock, eine Sandsteinplatte in St. Katharinen zu Brandenburg mit einer Darstellung der Madonna, umgeben von vier Heiligen, eine Statuette der Madonna über dem Nordportal der Marienkirche zu Königsberg und andere.

Aufser diesen, höchst wahrscheinlich importierten Skulpturen aus Sandstein kommen an den Kirchen des XIV. und XV. Jahrhunderts vielfach in Thon modellierte figürliche Darstellungen vor, welche jedoch gröfstenteils einen handwerksmäfsigen Charakter tragen. Sie finden sich an Gewölbeschlufssteinen, Konsolen und Kapitälen, wurden aber auch sonst als Schmuck angebracht. Dahin gehören die Darstellungen an den Portalen und Schiffspfeilern der Kirche zu Eberswalde, die figürlichen Flachreliefs am Portal der Siechenhauskapelle zu Neu-Ruppin, an der Kirche zu Woldenberg u. a. Besonders reich an Statuetten aus Thon ist die St. Katharinenkirche zu Brandenburg.

Aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert sind plastische Arbeiten zur Dekoration der Kirchengebäude sehr selten. Häufig finden solche sich dagegen an Altären, Kanzeln, Taufsteinen etc. Im XVII. und XVIII. Jahrhundert wurden zuweilen reichere Dekorationen in Stuck hergestellt, so z. B. in den Kirchen zu Fürstenwalde, Podelzig, Blankenburg bei Berlin, in der Klosterkirche zu Neuzelle.

König Friedrich II. bevorzugte die Plastik, stattete daher auch die von ihm neu gebaute französisch-reformierte Kirche zu Potsdam mit Statuen und Reliefs von Glume aus. Auch durch Schinkel wurden plastische Kunstwerke in die Architektur der Kirchen wieder eingeführt, so eine Bergpredigt von Kiss in das Giebelfeld der Nikolaikirche zu Potsdam. Im Innern dieser Kirche fanden plastische Arbeiten ihren Platz an den Säulenkapitälen, in den Brüstungen der Emporen und Kanzel und besonders in den Nischen der Kuppel. Ebenso stattete König Friedrich Wilhelm IV. die Friedenskirche und deren Umgebung reichlich mit Werken der Plastik aus. Dahin gehören der grofse Leuchter für die Osterkerze, der Auferstehungsengel, im Vorhofe eine Kopie der Statue Christi nach Thorwaldsen, die herrliche Pietà von Rietschel und die grofsartige Mosesgruppe von Rauch, aufserdem eine kleine Sammlung altchristlicher Skulpturen aus Italien u. a. Zum Schmucke der kleinen Kirche zu Sacrow wurden verkleinerte Kopien der Apostelstatuen von Thorwaldsen an den Wänden aufgestellt.

Wie die Skulptur im Mittelalter nicht selbständig auftritt, sondern als dekorativer Teil in die Architektur eingefügt wird, so auch die Malerei, welche als

Wand- und Deckenmalerei in den meisten Fällen nur aus Zeichnung in dunklen Umrissen auf einfarbigem Grunde, mit einfachen Lokalfarben und geringer Schattierung besteht. Sie scheint, wie aus häufig sich findenden Spuren zu schliefsen ist, auch in den Kirchen der Mark Brandenburg im Mittelalter ziemlich allgemein angewendet gewesen zu sein. Es dürften vorzugsweise die Kirchen aus Granit, deren innere grofse, wenig unterbrochene und ungegliederte Wandflächen mit Mörtel überzogen werden mufsten, durch Malerei geschmückt gewesen sein. Doch findet sich solche auch in Backsteinkirchen, deren Inneres, in der Regel gleich dem Äufsern die rohen Ziegel zeigend, nur ausnahmsweise und zum Teil geputzt war. Von diesen Malereien ist, ihrer Vergänglichkeit wegen und weil später, bei anderen religiösen Anschauungen und verändertem Geschmack, das Gefallen daran aufhörte, nur wenig erhalten. Einige Reste und Spuren finden sich in den Klosterkirchen zu Berlin, Lehnin und Chorin, im Dom zu Brandenburg und besonders in der bunten Kapelle daselbst, in den Kirchen zu Eberswalde, Wilsnack, Perleberg, Königsberg, Bernau, Riedebeck, Plaue und sonst. Die in den Kirchen zu Tempelhof, Madelow, Preufsnitz entdeckten Reste wurden bald wieder übertüncht. Die Deckenmalerei in der Kirche zu Strausberg ist zwar erhalten, aber neu übermalt. Die umfangreichste und künstlerisch bedeutendste Deckenmalerei befindet sich in einem jetzt vernachlässigten Seitenbau der Nikolaikirche zu Jüterbock.

Als einziges Beispiel seiner Art ist das in der Apsis der Friedenskirche zu Sanssouci angebrachte Mosaikbild zu nennen, welches aus dem IX. Jahrhundert stammend, der Basilica di San Cipriano zu Murano bei Venedig angehörte, beim Abbruch dieser Kirche von König Friedrich Wilhelm IV. angekauft und beim Bau der Friedenskirche wieder verwendet wurde.

Während in der Zeit nach der Reformation eine dekorative Malerei in den Kirchen nur selten geübt worden sein mag und diese, wie aus einigen erhaltenen Beispielen zu schliefsen, kaum die Bezeichnung einer Kunst (Schacksdorf, Schlalach) verdient, so wurde dieselbe durch Schinkel und seine Nachfolger wieder zu voller Geltung gebracht. Die erst nach des Meisters Tode vollendete Nikolaikirche zu Potsdam ist die erste, welche einheitlich in dekorativer Weise mit einem Cyklus religiöser Gemälde ausgestattet wurde, in welchen die fundamentalen Glaubenssätze der evangelischen Kirche und ihre Hauptvertreter in der Kirchengeschichte zur Darstellung gebracht sind. Auch in der Kirche zu Sacrow wurde die Apsis mit einem grofsen Gemälde von Begas geschmückt. Im Übrigen werden die neueren oder neu ausgebauten Kirchen, wenn die Mittel zu umfangreichen Gemälden fehlen, wenn auch einfach, doch in würdiger Weise dekorativ ausgestattet. (Templin, Arnswalde, Drofsen, Eiche, Nikolskoe, Klein-Glienicke u. v. a.)

Bemalte Holzdecken aus älterer Zeit sind zwar noch öfter erhalten, gehören aber meist erst einer späteren Periode an und sind gewöhnlich recht roh.

Auch Reste von Wandmalereien im Freien sind noch erhalten in Zinna, Leuthen und sonst. Dazu gehören ferner die gemalten Friese mit einfachen Ornamenten, wie z. B. an den Kirchen zu Lichtenberg und Zernitz.

Mit der Wandmalerei, welche bei unserm Klima am Äufsern der Gebäude stets nur von geringer Dauer sein kann, steht in engem Zusammenhange die Dekoration in Sgrafitto; die einfachste und wohl älteste Art derselben ist die schein-

bare Quaderung von ganz oder teilweise verputzten Granitmauern, bestehend in zwei, etwa einen Finger breit von einander entfernten, eingekratzten und zuweilen rot oder schwarz gestrichenen Linien, deren Zwischenraum geglättet und mit einem feinen Kalkanstrich versehen ist. (Hardenbeck). Reichere Anwendung dieser Dekorationsweise zu ornamentalen Friesen oder zum Schmuck von gröfsern Flächen findet sich zu Klaushagen, Klosterwalde, Mohrin, Weesow, Lindow.

Die monumentale Glasmalerei, welche eine sehr wesentliche, ja notwendige Ergänzung der polychromen Dekoration des Innern der mittelalterlichen Kirchen bildete, scheint in der Mark Brandenburg nicht so allgemeine Anwendung gefunden zu haben, wie in vielen andern Gegenden Deutschlands. Wenigstens sind die erhaltenen Reste derselben verhältnismäfsig gering. Zu berücksichtigen ist freilich auch, dafs die Reformation den auf Glas gemalten Heiligenbildern vielfach feindlich entgegentrat und dafs die Einwirkungen des dreifsigjährigen Krieges in der Mark, endlich auch die lichtfreundlichen Geistlichen des XVIII. Jahrhunderts diesen Schmuck vielfach beseitigt haben.

Die mittelalterliche Glasmalerei*) ist bekanntlich nicht eigentlich eine Malerei auf Glas, sondern ein Mosaik aus kleinen farbigen Glasstücken verschiedenster Formen, welche durch schmale Bleistreifen mit einander zu gröfseren Fensterscheiben verbunden werden. Diese Bleistreifen bilden zugleich die Umrisse der Figuren. Die nur spärliche Modellierung wird durch aufgetragene und eingebrannte schwarze oder graue Farbe, das sogenannte Schwarzlot, hergestellt. Die Zahl der zur Verwendung gekommenen farbigen Gläser ist sehr gering, rot, blau, gelb, grün, wohl auch violett und braun. Da man es nicht verstand, gröfsere Glastafeln herzustellen, mufsten die Darstellungen der Bilder meist in kleinerem Mafsstabe gehalten werden. Dafs es bei diesem beschränkten Umfange der Technik nicht möglich war, Bilder von der naturalistischen Ausführung der mit Leim- oder Oelfarben auf Holztafeln ausgeführten Gemälde herzustellen, ist selbstverständlich. Man beabsichtigte dergleichen aber auch nicht. Die gemalten Fenster des Mittelalters sollten nicht selbständige Kunstwerke sein, sondern hatten, als integrierende Teile des ganzen Gebäudes, einen vorzugsweise dekorativen Zweck. Sehr wichtig für günstige Wirkung war stilisierte Zeichnung, richtige Verteilung der Farben und harmonische Zusammenstellung derselben. Neben figürlichen Darstellungen wurde auch den Wappen und der Ornamentik, welche oft Architektur nachbildet, ein grofser Raum zugewiesen. Ja, viele Fenster enthalten nur Ornamente, sind dann nach Art der gewebten Stoffe oder Teppiche behandelt. Oft genug ist das Ornamentmuster auch nur grau in grau behandelt (Grisaille), d. h. mit Schwarzlot auf farblosem Glase, welches freilich niemals ganz rein vorkommt und nur durchscheinend, nicht durchsichtig ist, ausgeführt und nur mit einer farbigen Borte versehen.

Gröfsere zusammenhängende Cyklen von Glasgemälden sind in der Mark selten. Die bedeutendsten davon dürften jene im Dom zu Stendal, in der Johanniskirche zu Werben, in den Kirchen St. Marien und St. Katharinen zu Salzwedel, in der Dominikanerkirche zu Brandenburg, in der Wallfahrtskirche zu Wilsnack

*) Schäfer, die Glasmalerei des Mittelalters und der Renaissance.

und im Dom zu Havelberg sein. Reste von gröfsern Glasfenstern finden sich im Dom zu Brandenburg, zu Zinna, Jüterbock, Paretz, in St. Jakobi zu Brandenburg, ein kleineres vollständig erhalten zu Lindena.

Vom XVI. Jahrhundert ab malte man wirklich Wappen und kleine Bildchen auf Glas. Solche finden sich in einzelnen Scheiben noch zahlreich, z. B. in Mariendorf, Blankenburg, Stralau u. a. a. O.

Nachdem die Kunst der Glasmalerei für lange Zeit gänzlich verloren gegangen war, wurde sie in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts neu erfunden und auf Befehl König Friedrich Wilhelm IV. wieder häufiger in Anwendung gebracht. Derselbe errichtete in Berlin eine eigene Anstalt für Glasmalerei, aus welcher viele grofse Werke, zumeist Geschenke an Kirchen, hervorgingen. Doch lassen dieselben, teils wegen stilloser Zeichnung, teils wegen Mangels des notwendigen Kathedralglases, meist viel zu wünschen übrig. Erst in der allerneuesten Zeit ist es gelungen, wieder Glasgemälde herzustellen, welche den alten an Güte gleichkommen.

Arbeiten aus Schmiedeeisen aus dem Mittelalter sind in der Provinz Brandenburg, aus leicht einzusehenden Ursachen, nicht häufig mehr erhalten, und was davon vorhanden ist, gehört wohl ausnahmslos der spätesten Zeit des Mittelalters, dem XV. Jahrhundert oder gar erst dem Anfange des XVI. Jahrhunderts an. Am häufigsten erhalten sind Thürbeschläge, besonders Bänder, deren mehre in Zielenzig, Neu-Ruppin, Zinna, Bernau, Alt-Krüssow, Frankfurt etc. sich finden. Sie sind meist von ziemlich roher Arbeit, aber charakter- und wirkungsvoll in ihrer Zeichnung und deshalb noch heute für uns lehrreich. Zierlicher und kunstvoller sind die Beschläge (Bernau, Tremmen, Freienwalde), und Gitter (Fürstenwalde, Frankfurt, Wittstock und Jüterbock) an Sakramentshäuschen und Wandschränken. Auch gotische Schlösser*) und Thürklopfer kommen, obgleich selten, noch vor. (Buch.)

Im Zeitalter der Renaissance, besonders im XVI. und XVII. Jahrhundert, stand die Schmiedekunst auch im Brandenburgischen in hoher Blüte und hat besonders in Thürbeschlägen, kunstvoll gearbeiteten Thürschlössern, Gittern zum Abschlufs von Kapellen und des Altarraumes, in Thüren (Spandau), Fenstergittern und in Gittern vor Grabmälern (Lieberose, Marienkirche und Nicolaikirche zu Berlin) Ausgezeichnetes geleistet.

Von Wetterfahnen mag noch manches Interessante (Eberswalde) vorhanden sein; doch entziehen sich dieselben näherer Untersuchung.

Diese Blüte erhielt sich auch noch im folgenden Jahrhundert, wie z. B. die kunstvollen Beschläge der Thüren der Katharinenkirche zu Brandenburg, ein eiserner Kasten in der Kirche zu Templin und ein Standleuchter ebendaher, und die schöne Gitterthüre in Zinna beweisen, und verfiel erst am Anfange des XIX. Jahrhunderts.

---

*) Erwähnt seien hier auch die nicht selten (Münchehofe, Papitz, Lindena u. a.) vorkommenden grofsen Kastenschlösser, welche sehr primitiv, im Wesentlichen aus Holz gefertigt sind.

V. Ausstattung der Kirchen.

Gegenstände aus dem Mittelalter, welche zur Ausstattung der Kirchen oder zum Gebrauche beim Gottesdienste dienten, haben sich in der Mark Brandenburg, welche bekanntlich schon früh zur Reformation übertrat, im allgemeinen nur selten erhalten. Sie wurden, soweit sie für den evangelischen Gottesdienst nicht gebraucht werden konnten, vernachlässigt, oder wenn sie materiellen Wert hatten, zum Nutzen der an Mitteln stets armen evangelischen Kirchen veräufsert, während des dreifsigjährigen Krieges auch wohl geraubt oder zerstört. Manches wurde auch bei sogenannten Restaurationsbauten im XVIII. und XIX. Jahrhundert pietätlos beseitigt. Die an Kunstwerken reichen Klosterschätze wanderten bei der Säkularisierung der Klöster entweder mit den Mönchen aus, oder als herrenloses Gut in die Schatzkammern der Landesherren.

Nach dem dreifsigjährigen Kriege fertigte man, zum Ersatz für die abhanden gekommenen Geräte aus edlem Metall, solche aus Zinn an, besonders Kelche, aber auch Altarleuchter und Taufschüsseln, welche sich jetzt noch an vielen Orten vorfinden. Aus dem Mittelalter erhalten sind vorzugsweise Abendmahlskelche, Altarleuchter, Taufbecken, Taufschüsseln, Glocken u. a.

Von den Gegenständen der inneren Ausstattung einer christlichen Kirche ist der wesentlichste und wichtigste der Altar. Er ist in der katholischen, wie auch in der evangelischen Kirche stets mit Auszeichnung künstlerisch behandelt worden.

Der Altartisch (mensa), nach der Vorschrift der katholischen Kirche stets gemauert, erhebt sich auf mehren Stufen am östlichen Ende des Chores — Nebenaltäre auch an andern Stellen der Kirche — und ist meist ganz einfach und schmucklos. Eine architektonische Ausbildung zeigten nur jene im Dom zu Brandenburg und in der Kirche zu Rheinsberg. Erst in manchen, der von König Friedrich Wilhelm IV. neu erbauten Kirchen ist derselbe wieder als Tisch, in Form einer auf Säulchen ruhenden Platte, ausgebildet worden. — Zur Verdeckung der glatten Vorderseite dient in der katholischen Kirche vorschriftsmäfsig das Antependium, meist aus gewebten Stoffen, oft von Seide, schön gemustert, oder mit reicher Stickerei versehen, zuweilen auch aus gemustertem Leder. — In jedem katholischen Altare befindet sich in der Mitte der Steinplatte eine besonders verschlossene Vertiefung (sepulcrum), in welche der Bischof bei der Konsekration des Altares ein gewöhnlich bleiernes Kästchen mit einer Reliquie, welche den Altar eben zum Grabe macht, nebst der Konsekrationsurkunde hineinlegte*). Zum Zeichen, dafs der Altar geweiht ist, wurden auf der Deckplatte desselben fünf Kreuze, die Weihekreuze, eingemeifselt.

Eine reiche Ausbildung erhielt zu allen Zeiten der Altaraufsatz. Ältere als aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts sind kaum noch erhalten. Der Altaraufsatz hatte damals, im Ausgange des Mittelalters, die Form des sogenannten Flügelaltars, welcher im wesentlichen aus einem Schrein mit zwei, vier oder mehr Flügeln besteht. In dem Schrein stehen gewöhnlich gröfsere, voll-

*) Eine in Holz gefafste kleine Steinplatte, welche eine Reliquie enthält, gleichsam ein transportabler Altar, befindet sich in der Kirche zu Betten.

runde Statuen aus Holz geschnitzt, während die Flügel entweder auf beiden Seiten, oder nur auf der äufsern Seite bemalt und auf der innern Seite dann mit figurenreichen Darstellungen in Relief versehen sind. Die Darstellungen sind gewöhnlich der Lebensgeschichte des Titularheiligen der Kirche entnommen. Reiche, heitere Ornamentik fafst diese Darstellungen ein. Die Flügel sind beweglich, so dafs der Altar bei verschiedenen Festen in verschiedenem Schmucke erscheinen konnte (Wandelaltar). Der Schrein steht nicht unmittelbar auf dem Altartische, sondern auf einer Staffel, der Predella, welche wieder die Form eines Kastens mit verschliefsbaren, gleichfalls bemalten Thüren hat und zur Aufnahme von Reliquienbehältern oder figürlichen plastischen Darstellungen diente. Über dem Mittelschrein erhob sich gewöhnlich noch eine Krönung, bestehend in einem reichen, leichten, meist nicht besonders organisch gebildeten, oft mit Statuen, seltener mit Reliefs geschmückten, baldachinartigen, architektonischen Aufbau. Dem Geschmack des Mittelalters entsprechend, war der ganze Altarbau in reichster Weise polychromiert. Die Gemälde sind selbstverständlich farbig; nur die Rückseiten der Flügel zuweilen monochrom. Die in Holz geschnitzten Statuen und Reliefs sind über und über bemalt und vergoldet; die Gesichter, Hände und Füfse naturalistisch, die Gewänder, den Vorschriften der Kirche und der Tradition entsprechend, weifs, rot, blau und gold, oft noch mit schön stilisierten Mustern, darunter das sogenannte Granatapfelmuster besonders beliebt und verbreitet war, versehen. Die Hintergründe sind gewöhnlich vergoldet und mit in den Kreidegrund eingedrückten Linien, welche ein Flachmuster bilden, zuweilen auch mit plastisch gebildeten Landschaften oder Stadtansichten geschmückt. Auch die der Gemeinde abgewendete Seite des stets freistehenden Altarschreins war meist mit einfarbigen (grün) Blattornamenten bemalt. Die in Holz geschnitzte Ornamentik des Schreins und der Flügel und die architektonische Bekrönung sind stets ganz und gar vergoldet. Es wirkten demnach an den Altarwerken, welche oft von beträchtlicher Gröfse sind, Architektur, Plastik und Malerei zu einem harmonischen Ganzen zusammen.

Die plastischen Teile solcher Altäre sind in Brandenburg nicht selten von hoher künstlerischer Vollendung (Dalldorf, Luckenwalde, Bernau, Wilsnack), während die Gemälde, mit wenigen Ausnahmen (Brandenburg), einen ganz handwerksmäfsigen Charakter tragen, zuweilen unglaublich roh sind, ein Verhältnis, welches z. B. auch in der benachbarten Provinz Pommern bemerkt worden ist.

Gotische Flügelaltäre sind auch im Brandenburgischen keineswegs so selten, als man bei oberflächlicher Betrachtung anzunehmen geneigt ist. Nur stehen sie meist nicht mehr an ihren ursprünglichen Stellen, sondern in Nebenschiffen, Sakristeien, in dunklen Räumen, auf dem Boden der Kirche oder des Pfarrhauses. Einige sind auch in Sammlungen übertragen worden. Unter den in Kirchen noch erhaltenen Altären nimmt die erste Stelle ein jener aus der Klosterkirche zu Lehnin stammende Hochaltar im Dom zu Brandenburg mit seinen höchst wertvollen Gemälden vom Jahre 1518. Daran schliefsen sich zunächst der vollständig erhaltene, ungewöhnlich grofse und reiche Altar in der Pfarrkirche zu Bernau und der (1507 zu Lübeck gefertigte) Hochaltar der Marienkirche zu Prenzlau. Andere minder wertvolle oder nicht vollständig erhaltene befinden sich in Schwiebus, Landsberg, Mittenwalde, Pechüle, Zielenzig, Thomsdorf, Schenkendorf, Wilkendorf, Krüssow,

Söllentin, Görike, im Pfarrhause zu Rühstedt, im märkischen Museum zu Berlin etc. Häufiger sind einzelne Teile von Flügelaltären, besonders Statuen, wie zu Dalldorf, Luckenwalde, Jüterbock, Rauen und Reliefs, letztere zuweilen, wie zu Schulzendorf, Reetz, Gransee, als integrierende Teile von gröfseren Altaraufsätzen im Renaissancestil wieder zur Verwendung gekommen und dadurch erhalten. Einzelne, und besonders bessere Gemälde von Altarflügeln haben sich zu Müncheberg, Grofs-Beeren, Jüterbock, Markgrafpieske, im Schlosse zu Sonnenburg u. a. a. O. erhalten. Die Bekrönung solcher Altäre ist, weil sie meistens überaus leicht und aus weichem Holze konstruiert war, nur höchst selten erhalten; am besten jene zu Bernau, in der Marienkirche zu Prenzlau und in der Katharinenkirche zu Brandenburg.

Eine besondere Art von Altären sind die kleinen Haus- und Reisealtäre, welche in einigen, zum Teil reich und sehr zierlich ausgestatteten Beispielen in der Sammlung des Prinzen Karl zu Klein-Glienicke aufbewahrt werden.

Nach Eintritt der Reformation wurden Flügelaltäre nicht nur nicht mehr gefertigt, sondern die bestehenden vielfach noch beseitigt, weil die auf den Glauben der Katholiken bezüglichen figürlichen Darstellungen daran mit dem neuen Kultus nicht im Einklang standen. Da unterdes die überlieferten gotischen Kunstformen verlassen und durch jene der Renaissance ersetzt worden waren, erbaute man die Altaraufsätze selbstverständlich ebenfalls im Stil der Renaissance, und zwar meist in beträchtlicher Höhe. Einer der ersten dieser Art ist der von dem seiner Zeit berühmten Festungsbaumeister Rochus Grafen zu Lynar gestiftete, steinerne, 1582 vollendete Altar der Nicolaikirche zu Spandau, dessen Gesamtform sich noch an die gotischen Flügelaltäre anschliefst, während alle Detailformen desselben schon die vorgeschrittene Renaissance erkennen lassen. Ein ähnlicher, von der Familie Schlieben 1581 gestifteter Altar findet sich zu Görsdorf. Doch bald verliefs man auch die überlieferte gotische Grundform und bewegte sich ganz frei, indem man einen hohen, durch Säulenstellungen mit Gebälken und Gesimsen in mehren Stockwerken gegliederten Aufbau herstellte, welcher durch architektonische und ornamentale Kunstformen, sowie Statuen und figürliche Reliefs reich ausgebildet und mittels Farben und Vergoldung prächtig ausgestattet wurde. Wie erwähnt, findet man nicht selten bei ihnen Reliefs verwendet, welche von gotischen Flügelaltären entnommen sind; natürlich vorzugsweise solche, deren Darstellungen mit dem Kultus der Protestanten nicht im Widerspruch stehen. Zuweilen hat man auch den alten gotischen Altar beibehalten, ihn nur, dem Zuge der Zeit folgend, mit einem hohen Aufsatz und seitlichen Anbauten in dem neuen Stil der Renaissance versehen (Briest), auch wohl zwei Flügelaltäre über einander gestellt und in ähnlicher Weise umbaut (Wittstock, Wilsnack). Die schönsten Renaissancealtäre, durch imposante Gröfse, gute Formen und edle Verhältnisse ausgezeichnet, in neuerer Zeit auch gut restauriert, befinden sich in Eberswalde und Drossen; andere kleinere sind häufig, z. B. in Lieberose, Spremberg und sonst.

Im Zeitalter des Barockstils wurden auch die Altäre, wenn sie neu gefertigt wurden, entsprechend behandelt, meist mit Säulen von bedeutender Gröfse, auf welchen schweres, vielfach verkröpftes Gebälk mit weit ausladenden Gesimsen ruht, oft auch mit grofsen Gemälden, welche immer mehr der Hauptschmuck des Altares

werden und lebensgrofsen Statuen versehen. Diese Altargemälde sind zuweilen hervorragende Meisterwerke, z. B. Arbeiten von A. Pesne, B. Rode u. a., (katholische Kirche zu Potsdam, Kirche zu Alt-Döbern). — Auch wurde es Gebrauch, die Kanzel über dem Altartische mit dem Altaraufsatze in organische Verbindung zu bringen (Neumarkt vor Jüterbock, Zerrenthin in der Ukermark).

Altäre im Rococostil sind selten (Buch, Alt-Döbern).

Seit dem Anfange des XIX. Jahrhunderts wurde der Altar nicht mehr in der früheren überreichen Weise ausgestattet. In den in dieser Zeit und namentlich in den von Schinkel erbauten Kirchen besteht der Altar nur aus dem Abendmahlstisch, ohne Aufsatz (Neu-Hardenberg), höchstens mit einer niedrigen Stufe für die Leuchter, oder an Stelle des Aufsatzes mit oft sehr grofsem Gemälde in architektonischem Rahmen versehen (Landsberg, Zichow). Der Tisch wird womöglich aus wertvollem Material (Marmor) gebildet oder mit einer Decke verhüllt. König Friedrich Wilhelm IV. fügte in seiner Vorliebe für die altchristliche Kircheneinrichtung diesem einfachen Tisch den darüber auf vier Säulen ruhenden Baldachin hinzu, und führte so den altchristlichen Ciborienaltar wieder ein (Friedenskirche zu Sanssouci, St. Nikolai zu Potsdam). — Nach Wiederbelebung der gotischen Kunst in unserem Jahrhundert wurde es Gebrauch, Altarbauten aus Holz oder Cement, meist in Verbindung mit Gemälden, in den Formen der rheinischen Hausteingotik herzustellen. Eine grofse Anzahl solcher, vorzugsweise nach Entwürfen von A. Stüler hergestellter Altäre findet sich in neuen Kirchen sowohl als in alten, welche in den letzten Jahrzehnten restauriert worden sind (Arnswalde). Sie sind in nicht seltenen Fällen an Stelle guter alter Renaissancewerke getreten, welche, als zum Stil der Kirche nicht passend, beseitigt wurden.

Zur Ausstattung des Altares, des katholischen wie evangelischen, gehört vor allem ein Kruzifix, welches auf dem Altartische zwischen den Leuchtern aufgestellt wird. Ein solches findet sich in allen Kirchen; künstlerisch bedeutende oder in anderer Weise hervorragende, besonders aus älterer Zeit, dürften in Kirchen der Mark kaum vorhanden sein; dagegen sind in der Sammlung des Prinzen Karl zu Klein-Glienicke eine selten grofse Anzahl von Kruzifixen aus dem IX. bis XV. Jahrhundert aus Kupfer mit Email und zum Teil mit Edelsteinen besetzt, aufbewahrt, welche die verschiedenartige Ausbildung des Kruzifixes im Mittelalter übersichtlich vorführt.

In den von König Friedrich Wilhelm IV. erbauten Kirchen ist hinter dem Altare ein grofses Kreuz aus Marmor, in welches auch wohl das dornengekrönte Haupt Christi eingemeifselt ist, aufgestellt (St. Nikolai zu Potsdam, Friedenskirche zu Sanssouci).

Von den bei Prozessionen der Katholiken gebräuchlichen Vortragekreuzen, Fahnen und dergl. ist in den Kirchen der Mark nichts erhalten. Dagegen enthält die Sammlung des Prinzen Karl zu Klein-Glienicke derartige Kreuze auch aus dem frühesten Mittelalter, welche zu den kostbarsten ihrer Art gehören, z. B. das von Kaiser Heinrich II. dem Baseler Kirchenschatze geschenkte und mehre andere. Bei einigen protestantischen Gemeinden blieben Vortragekreuze bei Begräbnissen im Gebrauch. Ein solches, in Schmiedeeisen kunstvoll ausgeführt, findet sich in der Kirche zu Luckau.

Altarleuchter sind, weil auch in protestantischen Kirchen gebräuchlich, aus vorreformatorischer Zeit, aufser in der oft erwähnten Sammlung des Prinzen Karl, auch in Kirchen der Mark noch ziemlich häufig erhalten. Die älteren aus Bronze, Messing, auch wohl Zinn, sind meist von einfachen Formen und dürften zum gröfsten Teil dem XIV. und XV. Jahrhundert entstammen. Doch ist dabei nicht zu übersehen, dafs an Orten, wo solche Leuchter fabrikmäfsig gefertigt wurden, die überlieferten Modelle sehr lange Zeit beibehalten und benutzt wurden, so dafs Leuchter noch am Ende des XVI. Jahrhunderts in gotischen Formen gefertigt sind. Die künstlerisch bedeutendsten unter den bekannten Altarleuchtern sind wohl jene im Dom zu Brandenburg (vom Jahre 1441), knieende Figuren, welche die eigentlichen Leuchter in ihren Händen halten. Die meisten übrigen sind nur klein und von anspruchsloser Form, bestehen fast durchweg in einem runden, profilierten, zuweilen auf drei kleinen Löwen ruhendem Fufse, einem cylindrischen, durch Ringe von verschiedener Gröfse gegliederten, kräftigen Schafte und einer ebenfalls profilierten, zuweilen mit Zinnen gekrönten Schale, in welcher der Dorn steht. In der Mark nur ausnahmsweise vorkommend sind die architektonisch ausgebildeten und mit figürlichem Schmuck versehenen grofsen Standleuchter aus Stein, zur Aufnahme der Osterkerze bestimmt, im Dom zu Havelberg und in der Wallfahrtskirche zu Wilsnack. Ein ähnlicher aus neuester Zeit, nach italienischen Vorbildern in Marmor gebildet, befindet sich in der Friedenskirche zu Sanssouci.

An diese Leuchter für einzelne Kerzen schliefsen sich die Kandelaber für mehre Kerzen, welche in der Mark gewöhnlich die Form des berühmten siebenarmigen Leuchters im Tempel zu Jerusalem (wie er auf dem bekannten antiken Marmorrelief im Bogen des Titus zu Rom dargestellt ist), haben. Sie sind von bedeutender Gröfse und hatten ihre Stellung ursprünglich vor dem Altar. Ihr Fufs ist gewöhnlich rund und reich profiliert; die Röhren sind in gleichmäfsigen Absätzen mit Ringen besetzt; die Schüsseln zum Aufnehmen des Wachses sind grofs, profiliert, zum Teil mit Zinnen gekrönt. Statt der heiligen Siebenzahl wählte man auch die Fünf- oder Dreizahl. Der gröfste und schönste solcher Standleuchter (vom Jahre 1376) befindet sich in der Marienkirche zu Frankfurt a. O., andere vom Jahre 1475 in Perleberg und vom Jahre 1478 in Werben. Ein anderer vom Jahre 1522 in Pritzwalk ist nicht mehr vorhanden. Alle genannten Bronzeleuchter sind zum grofsen Theil höchst wahrscheinlich von Glockengiefsern in dem benachbarten Niedersachsen, zum Teil vielleicht auch in der Mark Brandenburg selbst gegossen worden. In Teupitz steht auf dem Altare ein aus Messing gegossener kleiner siebenarmiger Leuchter, dessen Detailformen auf eine verhältnismäfsig späte Zeit hinweisen.

Die eigentlichen Altarleuchter wurden im Zeitalter der Renaissance viel gröfser, in reichen, üppigen Formen aus Messing oder Zinn gegossen oder auch in Silber getrieben. Der Fufs derselben ist dreieckig gebildet, auf Kugeln ruhend und mit Voluten, Akanthusblättern und Engelsköpfen geschmückt. Der ganze Aufbau ist in gefällig geschwungenen Linien und auf effektvolle Wirkung hin komponiert. (Neuzelle, Rosenthal, Papitz, Markendorf, Soldin.)

Aus der Zeit des Rococo finden sich Altarleuchter in den spielenden Formen profaner Geräte, z. B. in Alt-Döbern.

Im XIX. Jahrhundert nahmen diese Leuchter unter dem Einflusse Schinkels strenge antikisierende Formen (Neu-Hardenberg) an und wurden, dem Geiste der Zeit gemäfs, aus Gufseisen hergestellt. (Grofs-Beeren.)

Die Verehrung für den heiligen Inhalt der zu gottesdienstlichem Gebrauch bestimmten, auf Pergament geschriebenen Bücher, welche auf dem Altare lagen, bei den Katholiken das Evangelium und das Mefsbuch, bei den Protestanten die Bibel, führte oft zu einer prachtreichen Ausstattung derselben. Im früheren Mittelalter bestanden die Buchdeckel aus Holzplatten, auf welchen man Elfenbeintafeln mit figürlichen Reliefs festnietete. Doch nehmen die letzteren gewöhnlich nur den mittleren Teil des Deckels ein; die Ränder sind mit Gold oder Silberblech überzogen, welche mit getriebenen oder gravierten Darstellungen, Emaillen, Filigranarbeit, aufgesetzten Edelsteinen und Perlen geschmückt sind. Übrigens ist meist nur der vordere Deckel reich ausgestattet, während der hintere gewöhnlich ganz schmucklos ist. Einige Beispiele solcher Buchdeckel sind im Dom zu Brandenburg erhalten. Darunter ist besonders ein aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts stammendes Evangelistarium, auf Pergament geschrieben, mit Miniaturen und Initialen reich ausgestattet, bemerkenswert. Andere finden sich in der Sammlung des Prinzen Karl zu Glienicke.

Als nach Erfindung der Buchdruckerkunst und durch die Anwendung von Papier, statt Pergament, die Bücher billiger und häufiger wurden, überzog man die Holzdeckel mit gewebten Seidenstoffen, oder gepreſstem oder geschnittenem braunem Leder, beschlug die Ecken mit Metall, vorzugsweise Messing, und fügte metallene Schliefsen hinzu. Ledereinbände mit schönen eingepreſsten Mustern aus der letzten Zeit des Mittelalters befinden sich z. B. zu Wusterhausen a. D. und Alt-Landsberg.

Im XVI. und XVII. Jahrhundert waren Buchdeckel mit hellem Schweinsleder überzogen und reich mit feinen eingepreſsten Ornamenten versehen, sehr beliebt. Dergleichen finden sich noch häufig in Kirchen (Fürstenwalde, Alt-Landsberg) und Bibliotheken.

Auch andere Ledereinbände aus späterer Zeit, deren eingepreſste Muster oft gefärbt oder vergoldet sind, kommen noch häufig vor. Eine Bibel, deren Deckel mit einem sehr schönen, fein gezeichneten Rankenornament aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts geschmückt ist, befindet sich in der Kirche zu Pankow; eine ähnliche in jener zu Alt-Landsberg.

Auch das Innere der Bücher wurde geschmückt. Man legte grofses Gewicht auf schöne Schrift, bildete die grofs geschriebenen Anfangsbuchstaben reich aus, meistens in Rot oder Blau, oft in Gold, nicht selten mit figürlichen Darstellungen. Auch der Titel und die Ränder wurden durch Federzeichnungen oder Miniaturgemälde geschmückt; doch sind dergleichen Bücher in der Mark jetzt sehr selten. In ähnlicher Weise wurden auch die ältesten Druckwerke ausgebildet.

Zum Auflegen der Bücher auf dem Altar dienten Kissen oder kleine Pulte aus Holz (pulpitum), deren eines mit spätgotischem Ornament in der Pfarrkirche zu Königsberg noch erhalten ist.

Aufser den für den Altar erforderlichen Reliquien, welche innerhalb desselben beigesetzt werden mufsten, pflegte man bei festlichen Gelegenheiten auch andere

heilige Überreste auf den Altären aufzustellen, oder auch permanent in den Schreinen besonderer Reliquienaltäre aufzubewahren und bediente sich dazu pracht- und kunstvoller Reliquienbehälter in sehr verschiedenen Formen, welche ihres verehrten Inhaltes wegen stets künstlerisch reich ausgestattet wurden. Von grofsen, zur Aufnahme eines ganzen Körpers bestimmten sargähnlichen Schreinen sind in der Mark keine Beispiele erhalten und auch von kleineren Behältern zur Aufnahme von heiligen Partikeln sind in Kirchen nur wenige noch als mittelalterliche Rarität aufbewahrt, wie z. B. das Reliquiar in Form eines Armes zur Aufnahme dieses Teiles eines Heiligen in Strausberg, die Büsten in Wilsnack und im Dom zu Brandenburg, das mit emaillierten Kupferplatten belegte, sargförmige Kästchen in Luckau, ein Reliquienkreuz aus Prenzlau im märkischen Museum zu Berlin, und eine Reliquientasche im Dom zu Brandenburg. Reicher ausgebildet ist ein kleines Reliquiar aus Bronze in Wilsnack. Eine ungewöhnlich grofse Anzahl solcher Reliquiare aus dem frühen Mittelalter in Form von Kästchen, Schachteln, kleinen Särgen, Büchsen, welche ihres Alters und ihrer schönen Emaillen wegen von Sammlern hoch geschätzt werden, auch in der Gestalt eines Armes, Kreuzes, eines Buches u. a. mit Edelsteinen besetzt, befindet sich in der Sammlung des Prinzen Karl zu Klein-Glienicke.

Einen weiteren Schmuck des Altares bilden in katholischen, wie auch in einigen evangelischen Kirchen, namentlich auf dem Lande, Blumensträufse, welche in Vasen auf dem Altartische aufgestellt werden. Unter diesen Vasen aus Glas, Porzellan, Fayence oder Metall finden sich zuweilen solche von zierlichen Renaissanceformen und schönen Verhältnissen. (Bernau, Kohlo bei Pförten.)

Unter den heiligen Gefäfsen, welche zum Altardienst bestimmt sind, ist das hervorragendste der Kelch, welcher zur Konsekration und Ausspendung des Weines beim heiligen Abendmahl dient. Derselbe wurde vorschriftsmäfsig stets aus edlen Metallen gefertigt und seinem kostbaren Material und seiner bedeutungsvollen Bestimmung entsprechend, seit den ältesten Zeiten künstlerisch reich geschmückt. Er mufste vor dem Gebrauche von dem Bischofe geweiht werden und wurde zum Zeichen, dafs solches geschehen, mit einem Signaculum, einem eingravierten Weihekreuze oder einem aufgelegten Kruzifix, versehen; dieses bezeichnet zugleich die Seite, wo der Mefspriester den Mund ansetzt. Seine Grundform ist, dem Bedürfnis entspechend, mit grofser Konsequenz vollkommen tektonisch entwickelt. Er besteht aus drei Hauptteilen, dem Fufse, dem Knoten (Nodus) und dem Becher (Cupa). Bei den romanischen Kelchen des XII. und XIII. Jahrhunderts hat die Trinkschale annähernd die Form einer Halbkugel; der weit ausladende runde Fufs ist flach und erhebt sich in der Mitte in geschwungener Linie zu einem kurzen, cylindrischen Schafte, welcher in der Mitte mit einem Knoten, in Form einer flachgedrückten Kugel zum Zweck des sicheren Festhaltens versehen ist. Der Fufs ist oft mit Medaillons, reichem Ranken-Ornament, Emails und aufgesetzten Edelsteinen geschmückt. Die Cupa dagegen ist meistens ganz glatt, nur zuweilen auf ihrem unteren Teile mit gravierten Darstellungen geschmückt. (Rathenow.) Romanische Kelche sind im Allgemeinen sehr selten und deshalb, sowie wegen ihres Alters und ihres ausgezeichneten künstlerischen Schmuckes, überaus hoch geschätzt. Die Mark Brandenburg ist an solchen Kelchen, darunter Stücke ersten

Ranges, auffallend reich. Jene zu Werben vom Anfange des XIII. Jahrhunderts und zu Zehdenik vom Ende desselben sind bekannt. Daran schliefst sich der reich ausgebildete Kelch in der Nicolaikirche zu Berlin, aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts, eine Stiftung der Markgrafen Johann I. und Otto III. Dann die Kelche zu Rathenow, Prenzlau und Wusterhausen. Sie dürften wohl sämtlich am Niederrhein (Köln) gefertigt worden sein.

Zur Zeit der gotischen Kunst bleibt die Hauptform des Kelches dieselbe; nur seine einzelnen Teile erhalten eine durchgreifende Änderung; in seiner Ausbildung herrschten, wie bei allen Kleinkünsten, die Architekturformen vor. An Stelle des Kreises in der romanischen Zeit tritt das Polygon und der Spitzbogen.

Der Fufs ist nur ausnahmsweise rund, in der Regel nach dem Vier- oder Sechspafs gebildet; er steigt steil zum sechseckigen, länger gestalteten Ständer empor. Der Knoten erhält tiefe Einkerbungen; noch häufiger treten aus demselben runde oder übereck gestellte, viereckige Zapfen (rotuli) hervor. Die Cupa wird im allgemeinen kleiner, halbeiförmig, zum Rande steil aufsteigend, so dafs beim Trinken keine Gefahr des zu schnellen Andringens des Weines zum Munde entsteht und in der Tiefe desselben selbst die letzten Tropfen sich leicht ansammeln.

Die Ornamentation der gotischen Kelche ist überaus mannigfaltig. Es werden zur Herstellung derselben, in noch höherem Grade als bei den romanischen, alle den Goldschmieden jener Zeit bekannten Techniken — Giefsen, Treiben, Ciselieren, Vergolden, Gravieren, Filigranarbeit, Emaillieren, Niellieren, Besetzen mit Edelsteinen — zur Anwendung gebracht. Fufs, Ständer und Knauf sind in der Regel mit architektonischem Mafswerk und innerhalb des Rahmens mit Ranken und Blattornament oder figürlichen Darstellungen, auch mit Inschriften geschmückt. Der senkrechte, schmale Rand des Fufses ist häufig durchbrochen gearbeitet. Die Schilder der sechs Rotuli am Knauf sind in der Regel emailliert oder nielliert und mit den Buchstaben j h e s u s oder † m a r i a bezeichnet. Zuweilen finden sich Kelche, deren Knauf zur Aufnahme einer Reliquie bestimmt war und deshalb in Mafswerk durchbrochen gearbeitet ist (Brandenburg, Alt-Friedland, Guben, Havelberg); an anderen ist der Knauf mit Türmchen, Giebeln, Fialen etc. besetzt und zu einem reich gruppierten, architektonischen Gebilde gestaltet (Potsdam). Die Cupa ist stets ganz glatt; höchstens an ihrem unteren Teile mit einem durchbrochen gearbeiteten, der Reinigung wegen abnehmbaren Ornament umgeben (Kottbus).

Die Zahl der erhaltenen mittelalterlichen Kelche dieser Art ist in der Provinz noch über alles Erwarten grofs.*) Die meisten sind natürlich nur einfach, aber stets von charakteristischem Profil, edlen Formen und guten Verhältnissen, doch sind in Alt-Friedland, in Wittstock, in der Oberkirche zu Kottbus, in Kyritz, in der Garnisonkirche zu Potsdam, in Züllichau, Heinersdorf bei Müncheberg, Rathenow, in der Pfarrkirche zu Sorau, in Neumarkt bei Jüterbock u. a. a. O. auch Kelche von hervorragendem und eigenartigem künstlerischen Werte vorhanden. Dieselben sind wohl teilweise am Rhein, zum Teil im benachbarten Sachsen, im spätern Mittelalter aber auch wohl in der Mark selbst gefertigt worden.

*) Über den ehemaligen Reichtum märkischer Kirchen an Silbergerät siehe E. Wernicke im Bär 1877, Seite 134—35.

Im Zeitalter der Renaissance wurden Kelche seltener neu gefertigt, weil der aus dem Mittelalter überkommene Vorrat im allgemeinen ausreichte, und wohl nur dann, wenn es sich um Stiftungen reicher Gönner der Kirche, zu deren dauerndem Gedächtnis handelte. Die Kelche sind dann, weil sie den Abendmahlswein für die ganze Gemeinde aufnehmen mufsten, oft sehr grofs und unhandlich, in denselben Grundformen wie die mittelalterlichen Kelche, jedoch in abgerundeten, weichen, weniger charaktervollen Einzelformen als diese, zuweilen aber doch prunkvoll ausgeführt. Die Cupa ist geschweift mit nach aufsen gebogenem Rande. Am Fufse befinden sich Inschriften oder Wappen, welche sich auf die Stifter beziehen, oder die in dieser Kunstperiode üblichen Ornamente. Auf dem Knoten sind die Rotuli durch Engelsköpfchen oder Blumen ersetzt; bei reicheren Ausbildungen sind Email und Edelsteine auf dem Fufse und der Cupa angebracht. Zu den besten Beispielen dieser Art, deren Verfertiger bei einigen (Alt-Döbern) bekannt sind, gehören die Kelche in der Friedenskirche zu Sanssouci und in der Garnisonkirche zu Potsdam, in Alt-Döbern, in Guben, in der Schlofskirche zu Sorau, in Landsberg.

Aus der Zeit nach dem dreifsigjährigen Kriege kommen zuweilen Kelche aus Zinn vor. Dieselben sind von sehr einfachen aber gefälligen Formen, meist schmucklos, zuweilen mit eingraviertem Ornament versehen (Markendorf, Bardenitz).

Zu jedem Kelch gehört eine Patene für das Brot beim heiligen Abendmahle. Sie ist stets von demselben Stoffe, wie der Kelch, von verhältnismäfsiger Gröfse und dient zugleich als Deckel für den ersteren. Die Patene ist rund, mit flachem Rande und in der Mitte entweder in einem, zu der Cupa des Kelches passenden Kreise, oder im Vier- oder Sechsblatt etwas vertieft. Sie ist meist ganz glatt und schmucklos, nur mit dem Weihekreuze auf dem Rande bezeichnet, welches zugleich die Stelle angibt, an welcher sie vom Mefspriester angefafst werden soll. Die zu Prachtkelchen gehörenden Patenen sind gewöhnlich mit gravierten figürlichen Darstellungen in der Mitte (St. Katharinen zu Brandenburg) oder auch auf dem Rande (Wusterhausen) geschmückt.

Zur Aufbewahrung der geweihten Hostie (Eucharistie) diente das Ciborium, welches im spätern Mittelalter meist die Form eines Turmes hat — Anspielung auf den turmartigen Bau des Grabes Christi — daher wohl auch turriculum genannt wird. Es ist gewöhnlich aus vergoldetem Kupfer gefertigt, besteht aus einem sechsblättrigem Fufse mit Knauf, ähnlich dem Fufs des gotischen Kelches, welcher ein sechseckiges Türmchen mit pyramidaler Spitze als Deckel trägt, an dessen Ecken sich zuweilen Strebepfeiler anlehnen. Die Flächen zwischen den Strebepfeilern sind mit figürlichen Darstellungen oder Ornamenten in Relief oder Gravierung geschmückt. Sie sind, da sie in evangelischen Kirchen nicht gebraucht werden, jetzt selten und nur durch Zufall erhalten (Jüterbock, Gransee, Brietz bei Berlin, Alt-Landsberg, St. Gotthard in Brandenburg) und befinden sich meist in sehr vernachlässigtem Zustande. Das silberne Ciborium in Spandau vom Jahre 1610 hat zwar noch die gotische Grundform, ist aber viel einfacher und als Hostienbehälter für den Gebrauch der evangelischen Kirche gebildet.

An Stelle der Ciborien der katholischen Kirche treten in der evangelischen Kirche die Oblatenschachteln zur Aufnahme des beim heiligen Abendmahle zu gebrauchenden Brotes. Diese Schachtel, an die Form der mittelalterlichen Pyxis

sich anschliefsend, ist meist ganz einfach, rund oder oval, mit Deckel und ganz schmucklos, nur mit einem Wappen oder einer Inschrift versehen. Künstlerisch ausgebildete Oblatenschachteln aus Silber mit getriebenen Blumen, auch wohl figürlichen Darstellungen geschmückt, meist Weihgeschenke aus dem XVIII. Jahrhundert, befinden sich zu Wittstock, Weifsensee, Werben bei Kottbus, Rühstedt, Belzig. Eine reicher dekorierte Hostienbüchse aus dem XVII. Jahrhundert von künstlerischem Werte mit Filigranornament und einer plastischen Figurengruppe auf dem Deckel, besitzt die Pfarrkirche zu Sorau.

Zum Ausstellen der geweihten Hostie und zum Herumtragen derselben in feierlicher Prozession dient in der katholischen Kirche die Monstranz, welche die Form eines tragbaren Tabernakels hat. Der gläserne Behälter der Hostie ruht auf einem, dem Fufse des gotischen Kelches gleichenden Untersatze und ist mit einem nur nach zwei Seiten hin, oft sehr reich entwickelten Baldachin umgeben, welcher einen grofsen Reichtum, an, dem gotischen Turmbau entlehnten, konstruktiven und dekorativen Formen zeigt. Zur Zeit der Spätrenaissance erhielt die Monstranz die Form einer strahlenden Sonne. Das Material derselben ist Silber, oder vergoldetes Kupfer, oder Bronze. Monstranzen sind jetzt in der Mark sehr selten. Eine schöne, die jedoch zu den einfacheren ihrer Art gehört, besitzt der Dom zu Brandenburg. Reste von zwei ähnlichen befinden sich zu Luckau; andere in der Sammlung des Prinzen Karl zu Klein-Glienicke. Die reich ausgebildeten Monstranzen in den katholischen Kirchen zu Schwiebus und Neuzelle gehören der neueren Zeit an.

Das Bedürfnis der Aufbewahrung des Ciboriums oder der Monstranz mit der Eucharistie an einem würdigen Orte führte im späteren Mittelalter zur Errichtung von Sakramentshäuschen, auch Tabernakel oder Herrgottshäuschen genannt, welche vorschriftsmäfsig auf der Nordseite des Chores, in der Nähe des Altares angebracht waren. Es kommen zwei Arten derselben vor: Erstens Wandschränke, entweder schmucklos, oder mit ornamentierten Umrahmungen (Wartenberg bei Berlin) oder auch von Fialen und Wimpergen aus Holz oder Stein umgeben, (Zinna, Börnicke, Schlalach, Wildau) und mit hölzernen Thüren, deren Eisenbeschläge reicher ausgebildet sind (Bernau) oder mit eisernen Gittern verschlossen. Zweitens freistehende Tabernakel in Form eines hohen Turmes, gleichsam eine monumentale Monstranz. Ein hoher Sockel trägt einen auf mehren Stufen ersteigbaren, durchbrochen gearbeiteten und nur mit zierlichen Gittern verschlossenen Schrein, über welchem sich, oft bis zum Kirchengewölbe hinauf, eine architektonisch reich entwickelte Turmpyramide mit figürlichen Darstellungen und Inschriften geschmückt, aufbaut. Sie ist entweder aus Holz (im Dom zu Brandenburg und in der Pfarrkirche zu Wittstock) oder aus Kalk- oder Sandstein (in der Oberkirche zu Frankfurt, im Dom zu Fürstenwalde, in der Nikolaikirche zu Jüterbock) gearbeitet.

Zur Aufnahme des Abendmahlweines vor der Spendung und zum Eingiefsen desselben in den Kelch dient die Weinkanne, bei reicheren Gemeinden von Silber, sonst aus Zinn. Weinkannen aus dem Mittelalter dürften in der Mark kaum noch vorhanden sein. Die späteren zeigen gewöhnlich keine spezifisch-kirchlichen Formen und Dekorationen, sondern gleichen ähnlichen profanen Gebrauchs, wie

solche auch wohl zuweilen in Kirchen gestiftet sein mögen. Ihre Grundform ist ein Cylinder mit flachem Deckel und Henkel. Sie sind teils glatt, nur mit Gravierungen geschmückt oder in getriebener Arbeit in reicherer Weise künstlerisch ausgebildet und oft Meisterwerke der Goldschmiedekunst. Die schönsten derartigen aus Silber sind jene in der Oberkirche zu Kottbus, in Perleberg, Neu-Ruppin und in der Schlofskirche zu Sorau. Häufiger sind Weinkannen aus Zinn von derselben Grundform wie die silbernen, aber gewöhnlich nur glatt, höchstens mit Gravierungen (Eberswalde, Wusterhausen a. D.) geschmückt.

Zur Aufbewahrung des Weines in der Sakristei dienten grofse sechskantige Weinflaschen aus Zinn, gebranntem Thon etc. mit einschraubbarem Deckel. Dieselben sind an den Seitenflächen zuweilen mit schönen Ornamenten, auch wohl figürlichen Darstellungen in Gravierung geschmückt.

Frühmittelalterliche Giefsgefäfse (Aquamanilia), deren sich der Priester beim Händewaschen vor der Messe bediente, in Form wirklicher oder phantastischer Tiere aus Bronze, sind sehr selten und finden sich wohl nur in der Sammlung des Prinzen Karl zu Klein-Glienicke.

Weihrauchgefäfse, zum Zweck von liturgischen Räucherungen, aus Bronze, zuweilen emailliert, in Form eines zentral gebildeten Gefäfses auf niedrigem Fufse zum Hinstellen und an Ketten hängend, zum Schwingen eingerichtet, mit hohem, turmartigem oder kuppelförmigem, vielfach durchbrochenem Deckel geschlossen, welcher in reicheren Ausbildungen die Form eines mit vielen Öffnungen versehenen, architektonischen Gruppenbaues annimmt, sind im allgemeinen selten. Das in Leuthen vorhandene, in noch romanisierender Form, kommt in gleicher Art auch in Bardenitz und sonst vor. Andere in spätmittelalterlicher Ausbildung in Drahnsdorf und in der Sammlung des Prinzen Karl zu Klein-Glienicke. In letzterer befindet sich auch ein mittelalterliches Weihrauchschiffchen, zur Aufbewahrung der Räucherpulver bestimmt.

Von den in der Regel sehr kunstvoll ausgeführten Bischofs- und Abtsstäben ist ein gotisches Beispiel aus Bronze im Dom zu Brandenburg erhalten. Einige andere sehr schöne, auch solche aus romanischer Zeit, befinden sich in der oft genannten Sammlung des Prinzen Karl.

Von der reichen Ausstattung der Kirchen im Mittelalter mit Wand- und Fufsteppichen, sowie namentlich von dem zum katholischen Altardienste erforderlichen, grofsen Apparate an liturgischen Gewändern, Altartüchern und Decken sind in den Kirchen der Mark, aus naheliegenden Gründen, nur verhältnismäfsig geringe Reste noch übrig geblieben. Am meisten von solchen Stoffen verschiedenster Art in Sammet, Seide und Leinen, mit und ohne Stickerei, auch ganzen daraus gefertigten Gewändern, erhalten ist noch in den Kirchen zu Brandenburg und besonders im Dom daselbst. Diese Stoffe und Stickereien zeigen, in wie hohem Grade stilistisch vollendet die Musterung der Gewebe und der Nadelarbeiten im Mittelalter war, sowie deren technisch vortreffliche Ausführung, auch in Bezug auf das Färben. Viele derselben sind Fabrikate orientalischer und italienischer Webereien.

Reste von Altarbekleidungen, zum Teil mit Stickerei und andere gemusterte Stoffe aus Seide, finden sich auch zu Templin, Rheinsberg, Rosenthal bei

Berlin, Zielenzig, Drossen, Schwiebus. Am ältesten und wertvollsten sind zwei gestickte Altartücher im Stifte zu Zehdenik und im Dom zu Brandenburg. Einen interessanten Teppich aus dem XVI. Jahrhundert aus der Kirche zu Mariendorf bei Berlin, bewahrt das Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

Mefsgewänder aus gotischer Zeit finden sich aufserdem noch in Templin, Milmersdorf, Dedelow, Buckow bei Rathenow und noch im Gebrauche in der katholischen Kirche zu Schwiebus. Da die evangelische Kirche in einigen Gegenden das Mefsgewand, namentlich bei Festen, beibehalten hat, so sind auch aus späterer Zeit solche noch erhalten, z. B. in Rieben bei Belitz aus dem XVII. Jahrhundert, in Alt-Döbern aus dem XVIII. Jahrhundert. Einen reichen Schatz an Stoffen des XVIII. und XIX. Jahrhunderts besitzt die katholische Kirche zu Neuzelle und reich gemusterte Sammetvorhänge des XVIII. Jahrhunderts die evangelische Kirche ebendaselbst.

Unter dem den Chor vom Langhause scheidenden Triumphbogen der Kirche, und zwar ursprünglich auf dem, zuweilen gleichzeitig als Anker dienenden Triumphbalken, später auch an der Wand über dem Triumphbogen, war im Mittelalter stets ein Krucifix, aus Holz und polychrom bemalt, das Triumphkreuz, zuweilen überlebensgrofs, in der Regel zwischen den Statuen von Maria und Johannes angebracht. Es findet sich in einigen Kirchen noch an seiner ursprünglichen Stelle, meistenteils jedoch in Trümmern auf dem Kirchenboden, oder in Nebenräumen.

Das Chorgestühl war im Mittelalter an den Längswänden des Chores, zuweilen in mehren Reihen hintereinander, und die hinteren gegen die vorderen um einige Stufen erhöht, zur Benutzung für die Geistlichen aufgestellt. Zwischen festen Seitenwangen sind mehre Armsitze mit aufklappbaren Sitzbrettern und Kniepulten angeordnet; letztere sind bei mehrreihiger Anordnung mit der Rückseite der vorderen Reihe verbunden. Die hinterste Reihe ist mit einer hohen Rückwand und bei reicherer Ausbildung auch mit einem Baldachin versehen. Die Flächen der Wangen, die kleinen Stützen der Armlehnen, die nicht von dem Rückentuch (dorsale) bedeckte Fläche der hohen Rückwand und namentlich der Baldachin bieten Gelegenheit zu Entfaltung reicher Holzschnitzerei. (Architektonische Formen, Pflanzenornamente, Menschen- und Tiergestalten.) Derartiges Chorgestühl aus gotischer Zeit ist in der Mark vollständig gar nicht, am besten in der Klosterkirche zu Berlin, im Dom zu Havelberg, in der Pfarrkirche zu Mittenwalde und im Dom zu Stendal erhalten. Andere gröfsere und geringere Reste finden sich zu Kloster Zinna, Wusterhausen, im Dom zu Brandenburg, Bernau, Perleberg, in St. Pauli zu Brandenburg, Königsberg, Trebbus, Senftenberg; solche aus der Zeit der Spätrenaissance in Freienwalde. Reich ausgestattete Kirchenstühle aus der Renaissancezeit finden sich in der Kirche zu Bernau. Aus dem XVIII. Jahrhundert sind in den Formen jener Zeit reich geschnitzte Kirchenstühle in der Klosterkirche zu Neuzelle; ebendaselbst befindet sich auch ein in den üppigen Formen des Rococo geschnitzter und mit Stickereien ausgestatteter Thronsessel für den Bischof.

Kanzeln aus dem Mittelalter sind überhaupt sehr selten und in der Mark gar nicht mehr vorhanden. Die meisten Kanzeln stammen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert, und sind, unter Festhaltung der bekannten Grundform, in den

reichen Formen der Spätrenaissance, in der Regel in Übereinstimmung mit dem Altaraufsatze und den Emporen, aus Holz gefertigt und meistens polychrom behandelt. Im XVIII. Jahrhundert stehen sie zuweilen in direkter Verbindung mit dem Altaraufsatze. Von hervorragend künstlerischem Werte sind die in edlen Renaissanceformen reich ausgebildeten Kanzeln zu Belitz und Senftenberg (1618), die in den Formen des Barockstiles ausgeführten zu Zerrenthin, Mohrin, Zichow, Falkenwalde und Guben. Eine Kuriosität ist die Kanzel in Form eines regelrecht durchgebildeten korinthischen Kapitäls in der Garnisonkirche zu Spandau. Von steinernen Kanzeln sind zu erwähnen, als seltenes Beispiel, die gemauerte Kanzel an der Aufsenseite der Wallfahrtskirche zu Tremmen, sowie die in edlem Renaissancestil mit reichem figürlichen Schmuck versehene Kanzel zu Luckau, die Kanzel in St. Gotthard zu Brandenburg vom Jahre 1623, die Marmorkanzel in der Garnisonkirche zu Potsdam, und die dem Andreas Schlüter zugeschriebene Kanzel in der Marienkirche zu Berlin.

Das Taufbecken soll, nach den Vorschriften der katholischen Kirche, aus einem das Wasser nicht durchlassenden Materiale und möglichst aus einem Stücke gefertigt sein, auch mit einem Deckel verschlossen werden. Dasselbe wurde deshalb aus festem Stein oder Bronze, nur selten aus Terracotta gefertigt. In der Grundform ist es immer central, meist kreisförmig oder achteckig gebildet und besteht aus dem Fufse und dem kessel- oder schalenförmigen Becken. Im Mittelalter steht es um ein oder zwei Stufen erhöht und von einem Gitter umschlossen (Oberkirche zu Frankfurt, St. Marien zu Salzwedel) im westlichen Teile, symbolisch am Eingange der Kirche, oder in einer besonderen Kapelle. Mittelalterliche Taufsteine, auch aus romanischer Zeit (Redekin, Schönhausen i. d. Altmark, Falkenwalde) sind in den Kirchen der Mark teils im Gebrauch, teils in Nebenräumen aufbewahrt, nicht selten. Die romanischen sind meist in Pokalform von bedeutenden Abmessungen und in schweren Verhältnissen mit bescheidenem ornamentalem Schmuck ausgeführt. Das jetzt als Taufstein dienende, reich sculpierte romanische Kapitäl in der Kirche zu Gruhno bei Dobriluck dürfte ursprünglich andere Bestimmung gehabt haben. Gotische Taufsteine von einfachen Formen finden sich z. B. in Betten, Fischwasser, Friedersdorf, Dobristrow, Freienwalde, Reetz, Lindena. Nur der Taufstein im Dom zu Brandenburg und der in der Pfarrkirche zu Luckenwalde zeigen reicheren figürlichen Schmuck.

Wegen der in der Mark schwierigen Beschaffung eines nicht porösen und doch leicht zu bearbeitenden Steines wurden die Taufbecken im XIV. und XV. Jahrhundert häufig aus Bronze hergestellt. Die Kunst des Bronzegusses ist im Lande Sachsen schon sehr frühe zu einer gewissen Blüte gelangt. Von Sachsen aus wurde sie in die Mark Brandenburg übertragen und fand daselbst, wegen der Solidität und Pracht dieses Materials, weit verbreitete Anwendung. Zunächst bezog man die fertigen Bronzegüsse (Taufbecken, sowie auch Kirchenleuchter und Glocken), aus Sachsen (Magdeburg, Braunschweig, Erfurt); dann wurden dergleichen Werke auch in der Mark durch auswärtige Meister gefertigt und endlich liefsen solche sich auch in gröfseren Städten der Mark nieder. Die Bronzegüsse aus dem XIV. und XV. Jahrhundert sind in ihrer Detailbildung meist ganz handwerksmäfsig, lassen mit wenigen Ausnahmen deutlich erkennen, dafs ihre Ver-

fertiger noch mit den Schwierigkeiten der Technik zu kämpfen hatten. Feinere Ciselierung der Oberflächen kam in älterer Zeit nur selten zur Anwendung.

Von Taufbecken aus Bronze sind folgende in annähernd chronologischer Reihenfolge aufgezählten, noch erhalten:

in St. Gotthard zu Brandenburg,
in St. Jakob zu Prenzlau,
in St. Marien zu Angermünde,
in der Oberkirche zu Frankfurt a. O. (1376),
in der Pfarrkirche zu Eberswalde,
in St. Marien zu. Prenzlau,
in der Pfarrkirche zu Spandau (1398),
in St. Katharinen zu Salzwedel (1421),
in St. Marien zu Berlin (1434),
in St. Katharinen zu Brandenburg (1440),
in St. Nicolai zu Osterburg (1446),
in St. Marien zu Stendal (1464),
in St. Nicolai zu Gardelegen (1466),
in der Kirche zu Lenzen (1483),
zu Werben (1489),
zu Tangermünde (1508),
zu Klein-Mutz,
im Dom zu Fürstenwalde.

Andere sind bei den zahlreichen Bränden der Kirchen zu Grunde gegangen, ohne dafs uns eine Nachricht über dieselben erhalten wäre. Dafs dergleichen in der Pfarrkirche zu Neu-Ruppin und in St. Peter zu Berlin vorhanden waren und bei den Bränden der neueren Zeit zerstört worden sind, wissen wir bestimmt.

Von Bronzegiefsern aus dem XIV. und XV. Jahrhundert werden folgende Namen inschriftlich genannt:

Arnold 1376 (Frankfurt),
Johannes Justus 1376 (?) (Angermünde),
Ludwig Gropengheter aus Braunschweig 1434 (Salzwedel),
Hinrick von Magdeburg 1434 (St. Peter in Berlin),
Titrich Molner aus Erphort 1440 (St. Katharinen zu Brandenburg),
Volcker von Mundt 1446 (Osterburg),
Hans Vamenaus 1449 (Neu-Ruppin),
Harmen Bornstede 1475 (Perleberg) 1478 u. 1489 (Werben),
Heinrick Grawere von Braunschweig 1483 (Lenzen),
Nicolaus von Helmstedt 1489 (Werben),
Heinrich Mente zu Braunschweig 1508 (Tangermünde).

Die Taufkessel aus Bronze zeigen eine von den steinernen abweichende Gestaltung und freiere Entwicklung, welche durch das zähe Material begünstigt wurde. Sie sind, abgesehen von einigen seltner vorkommenden, reicher ausgebildeten Formen, (Frankfurt), entweder kessel-(grapen) förmig, auf drei oder vier Stützen ruhend, welche entweder die Form von Tierbeinen (St. Jakob in Prenzlau) oder oft schwer zu erklärenden menschlichen Gestalten (Klein-Mutz, Lenzen, Span-

dau) haben, oder sie sind einfach kelchförmig mit nach oben sich verjüngendem Fufse (Eberswalde), oder dieser Fufs ist mit drei oder vier scheinbar stützenden, knieenden oder stehenden menschlichen Figuren, die vier Paradiesesflüsse oder Heilige darstellend, umgeben (St. Gotthard zu Brandenburg, St. Marien zu Prenzlau). Zuweilen ruht das Ganze noch auf kleinen liegenden Löwen (St. Marien zu Prenzlau).

Der eigentliche Taufkessel ist auf seiner äufseren Fläche meist dekoriert. Am häufigsten ist ein umlaufender Fries von Heiligenstatuen unter Baldachinen, (St. Marien und St. Jakobi zu Prenzlau, Lenzen, Angermünde, St. Katharinen zu Brandenburg). Der Taufkessel in St. Gotthard zu Brandenburg ist mit einem schönen Blattfriese geschmückt. Aufserdem kommen noch vor zerstreut stehende Figuren (Spandau), einzelne Wappen (Eberswalde) oder Medaillons (Klein-Mutz). Sehr häufig sind umlaufende Inschriften, welche Auskunft erteilen über Alter und Verfertiger (Spandau, St. Katharinen zu Brandenburg, Lenzen, Angermünde), oder welche bezügliche Sprüche (Eberswalde, Tangermünde, Angermünde) enthalten. Die reichste Ausstattung mit plastischem Figurenschmuck in hohem Relief, auf dem Becken und seinem zu einem Tabernakel entwickelten Deckel zeigt das Taufbecken in der Oberkirche zu Frankfurt. Aufser bei dem letztgenannten ist der tabernakelartige Deckel nur selten erhalten (St. Katharinen zu Brandenburg, Salzwedel), dürfte aber bei den übrigen, wenn auch in einfacherer Form, stets vorhanden gewesen sein. — Sehr bemerkenswert ist die sonst nur noch in einem Beispiel (St. Sebald zu Nürnberg) bekannte Vorrichtung zum Erwärmen des Wassers bei dem in streng architektonischen Formen durchgebildeten Taufkessel im Dom zu Fürstenwalde.

Seit dem Anfange des XVI. Jahrhunderts nehmen die Bronzegüsse einen mehr künstlerischen Charakter an. Unter den Taufbecken dieser Periode ist besonders hervorragend die grofsartige, mit Bronzegitter umgebene Taufe in der St. Marienkirche zu Salzwedel (1520), als deren Verfertiger inschriftlich Hans von Köln zu Nürnberg, offenbar ein Schüler Peter Vischers, genannt wird.

In der Zeit der Renaissance bleibt die Gesamtform des Taufsteines dieselbe, die Abmessungen werden aber bedeutend kleiner, die Ausbildung zierlicher und der figürliche wie ornamentale Schmuck reicher. Namentlich werden mit Vorliebe auf den Aufsenflächen biblische Darstellungen in Relief (Wildau 1588, Drossen) angebracht, zuweilen figurenreiche Kompositionen von sehr feiner, zierlicher Arbeit (Senftenberg, Lieberose), und farbig bemalt. Die Deckel sind in der Regel aus Holz und mehr oder weniger reich mit Schnitzwerk ausgestattet (Heinersdorf).

In der evangelischen Kirche wurden zur Aufnahme des Taufwassers allgemein die Taufschüsseln eingeführt. Als Untersätze für dieselben dienen vielfach die alten Taufsteine. Da letztere jedoch ihrer zu grofsen Dimensionen wegen häufig beseitigt wurden, — sie finden sich jetzt zuweilen in den Vorhallen der Kirchen, auf Kirchhöfen, in Pfarrgärten und sonst — fertigte man neben kleineren Taufbecken aus Stein oder Terracotta, auch Untersätze aus Holz, welche im Allgemeinen die Grundform der steinernen haben und zum Aufnehmen eines grofsen Metallbeckens eingerichtet, oder nur als Gestell für eine kleinere Schüssel ausgebildet sind. Einzelne sind kunstvolle Tischlerarbeiten, auch mit Holzschnitzwerk und

Malerei ausgestattet. Besonders reiche derartige Gestelle finden sich zu Wittstock, Blumberg und sonst. Vielfach wird aber auch die Grundform des Taufsteines geändert, nimmt mehr die Gestalt eines Postamentes an, wird in den bewegten Formen des Rococo ausgebildet und aufser in natürlichem Stein (Nauen) auch wohl aus Stuckmarmor (Alt-Döbern) hergestellt. Auch ganz freie Bildungen kommen in dieser Zeit vor, wie z. B. eine überlebensgrofse, in Stein gemeifselte Statue Johannes des Täufers, ein muschelförmiges Becken haltend, in Sonnenwalde.

Im XVIII. Jahrhundert endlich wird es auch Gebrauch, statt des Untersatzes zum Aufstellen der Taufschüssel, einen von der Decke der Kirche herabhängenden, aus Holz geschnitzten Engel, der auf seinen Händen die Taufschüssel trägt, anzuordnen. Dergleichen Taufengel sind in der Mark sehr häufig (Cliestow, Falkenthal bei Templin, Parstein, Bernstein, Blankenburg; andere im märkischen Museum zu Berlin), jedoch selten von künstlerischer Ausführung. In neuerer Zeit werden die Taufbecken meist in gotischen Architekturformen und mit figürlichen, auf die Taufe bezüglichen Darstellungen ausgebildet.

Die Taufschüsseln bestehen gewöhnlich aus Metall*), meist Messing, zuweilen auch Kupfer oder Zinn. Am häufigsten sind die im XVI. und XVII. Jahrhundert in Nürnberg, Augsburg, vielleicht auch in Braunschweig und Lübeck von den Beckenschlägern fabrikmäfsig gefertigten, durch den Handel über ganz Europa und den Orient verbreiteten, ursprünglich wohl meist als Handwaschbecken dienenden, bekannten Schüsseln mit getriebenen Darstellungen von roher Arbeit, welche von Sammlern aber ihrer dekorativen Verwendbarkeit wegen geschätzt sind. Im Spiegel derselben befinden sich entweder getriebene Pfeifen oder Ornamente (Bergsdorf), oder figürliche Darstellungen in flachem Relief. Am häufigsten sind die Darstellungen von Adam und Eva unter dem Baume (Bardenitz, Lenzen, Heinersdorf, Königsberg) und der Verkündigung Mariä (Lichtenberg, Wittstock, Perleberg). Sonst kommen noch vor Josua und Kaleb mit der Riesentraube (Freienwalde, Ringenwalde) oder einzelne Heilige, Maria in der Glorie, St. Georg mit dem Drachen (Werder bei Potsdam), St. Christoph, St. Sebastian (in St. Gotthard zu Brandenburg) u. a., aber auch der Reichsadler und das Porträt des Cicero. Rund um diese figürlichen Darstellungen läuft gewöhnlich eine Inschrift in gotischen Minuskeln, die jedoch nur selten einen Sinn gibt. Die einzelnen Buchstaben sind von den Handwerkern in beliebiger Reihenfolge, wohl nur zur Dekoration der sonst leeren Fläche eingeschlagen worden. Der Rand der Schüsseln ist gewöhnlich mit mittels Punzen vertieft eingeschlagenen kleinen Blumen, Tieren etc. geschmückt. Schüsseln dieser Art finden sich in der Mark Brandenburg in grofser Anzahl. Manche Kirche (Königsberg, Neu-Ruppin) besitzt deren mehre. Die gröfsesten befinden sich im Dom und in St. Gotthard zu Brandenburg, in Neumarkt bei Jüterbock und Wusterhausen. Aufserdem finden sich in der Provinz noch andere Schüsseln ähnlicher Art, welche im Brandenburgischen selbst gefertigt zu sein scheinen. Dahin gehört die interessante, mit reicher Gra-

*) Eine, wie es scheint nur vorübergehend zu diesem Zweck bestimmte, Schüssel aus glasiertem gebranntem Thon mit roher Malerei, sogenannter Bauern-Majolika, befindet sich in Alt-Krüssow.

vierung geschmückte Taufschüssel aus Messing in Lenzen und die nicht minder interessante aus Kupfer mit der getriebenen Darstellung einer Sirene in Trampe. Im XVII. und XVIII. Jahrhundert fertigte man die Taufschüsseln gewöhnlich aus Zinn und schmückte sie mit Ornamenten oder figürlichen Darstellungen in Gravierung (Bliesdorf).

Dafs Orgeln schon sehr frühzeitig in der Mark vorhanden waren, bezeugt eine in der Oberkirche zu Frankfurt a. O. erhaltene Instruktion für den Organisten vom Jahre 1330; doch sind ältere Orgeln in märkischen Kirchen nicht erhalten. Die Mehrzahl derselben stammt aus dem XVIII. Jahrhundert. Ihre Vorderseite ist zuweilen mit Holzschnitzereien in reicherem Barockstil ausgebildet (Luckau). Eine nach Schinkels Entwurf ausgeführte Orgel besitzt die Kirche zu Neu-Hardenberg.

Hängeleuchter aus dem Mittelalter sind in den Kirchen der Mark selten. In Friedeberg befindet sich ein solcher, dessen wesentlicher Teil ein mit Eisen montiertes Hirschgeweih ist; in der Kirche zu Wusterhausen ein anderer, in Verbindung mit einer in Holz geschnitzten Figur. Ähnlich sind in Kirchen aufgehängte Votivbilder, bestehend aus einer in Holz geschnitzten Heiligenstatuette in Verbindung mit einem Hirschgeweih. Solche befinden sich z. B. in Stendal, Milmersdorf und im märkischen Museum zu Berlin. Ein ringförmiger, nur aus Schmiedeeisen gefertigter, noch dem XV. Jahrhundert angehörender Hängeleuchter im Dom zu Fürstenwalde und ein ähnlicher vom Jahre 1539, künstlerisch sehr reich ausgebildeter im Dom zu Brandenburg, sind in der Mark wohl die ältesten der Art aus Metall. Eigentümlich und als einziges Beispiel dieser Art ist der für Votivkerzen bestimmte, aus Schmiedeeisen gefertigte Bogenleuchter im Dom zu Brandenburg. — Kleinere dreiarmige Hängeleuchter aus Schmiedeeisen in späten Renaissanceformen finden sich in der katholischen Kirche zu Neu-Zelle.

Seit dem XVII. Jahrhundert allgemein verbreitet und in vielen Exemplaren, oft mehre in einer Kirche, noch erhalten, vielfach auch in neuerer Zeit nach alten Modellen neu gegossen, sind die in sauber poliertem Mefsinggufs hergestellten Kronleuchter, welche an langen Seilen oder Ketten vom Scheitel der Gewölbe herabhängen. Sie bestehen aus einer reich profilierten, unten in einer grofsen Kugel endigenden Spindel, um welche radial, in mehren Reihen über einander, die gefällig geschwungenen Arme mit grofsen Tellern zur Aufnahme der Kerzen und mit ornamentalen Blumen oder dergleichen besetzt, sich zu einer reichen Krone gruppieren. An dem oberen Teile der Spindel, in Verbindung mit dem Aufhängering, sind zuweilen kleine Figuren angebracht, Engel mit Schwert und Wage, oder dergleichen, aber auch Jupiter mit dem Blitzbündel in der Hand, auf einem Adler reitend oder der zweiköpfige Adler. — Die meisten dieser dekorativ sehr wirkungsvollen Kronleuchter zeigen die Formen der Spätrenaissance; doch kommen auch ältere vor, wie z. B. in der Kirche zu Lenzen. Einige besonders schöne Beispiele finden sich zu Guben, Luckau, Eberswalde, Schwedt, Freienwalde, Briest etc. In ähnlichen Formen ausgebildete mehrarmige Wand- und Kanzelleuchter sind gleichfalls nicht selten. — Zu erwähnen sind schliefslich die modernen Nachbildungen der bekannten romanischen Radleuchter (in Hildesheim und Aachen) in den Kirchen zu Radensleben und Lehnin.

Aufser den oben bereits erwähnten einzelnen Gemälden, welche ursprünglich Teile von gotischen Flügelaltären waren, den Altarbildern, und den zuweilen sehr umfangreichen Gemälden (Spandau), welche Bestandteile der Epitaphien bilden, sind noch jene vereinzelt vorkommenden Gemälde zu erwähnen, welche zu verschiedenen Zeiten zum Schmuck der Kirchen oder zur Erinnerung an historische Ereignisse in die Kirchen gestiftet worden sind. Dahin gehören die höchst wertvollen Gemälde (Triptychon) Cranachischer Schule in der Kirche zu Tempelhof, dann das Diptychon in der Kirche zu Senftenberg, ein Gemälde zur Erinnerung an die Austeilung des heiligen Abendmahles an die evangelischen Kurfürsten in der Kirche zu Luckau, ein Gemälde, Christus in Gethsemane in der Patronatsloge der Kirche zu Alt-Döbern u. a. Zur Erinnerung an die bekannte edelmütige That des Herzogs Leopold von Braunschweig, bei welcher er den Tod in den Wellen der Oder fand, wurde in der Oberkirche zu Frankfurt ein grofses Wandgemälde von Rode ausgeführt, auf welchem die Auffindung der Leiche des Herzogs dargestellt ist. Ein anderes Gemälde von Rode, die Heimkehr des verlorenen Sohnes, befindet sich in der Klosterkirche zu Neu-Ruppin. Hieran schliefsen sich die Gemälde von Pesne in der katholischen Kirche zu Potsdam, andere neuerer Meister in der Garnisonkirche daselbst, ein Gemälde von Mussini, das Haupt Christi auf dem Schweifstuche der heiligen Veronika in der Friedenskirche zu Sanssouci, ferner Kopieen nach Gemälden der italienischen Schule, die vier Evangelisten darstellend, in der Kirche zu Neu-Hardenberg, ein Gemälde von Gentz, Magdalena zu den Füfsen Christi in der Klosterkirche zu Neu-Ruppin u. v. a.

Möbel, welche durch ihr Alter oder ihre künstlerische Ausbildung von Interesse sind, kommen in den Kirchen der Mark nur selten vor. Das älteste derselben ist der gotische Paramentenschrank mit hohem, dachartigem Aufsatz im Dom zu Brandenburg. Ebendaselbst befinden sich auch zwei Truhen aus dem XV. Jahrhundert; eine andere kunstreich ausgeführte in der Oberkirche zu Cottbus. Die nicht selten vorkommenden Gotteskasten, zuweilen nur aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehend und stets stark mit Eisen beschlagen, mögen zum Teil wohl recht alt sein, sind aber überaus roh. Schönen Eisenbeschlag hat jener zu Wusterhausen. Von künstlerischem Werte ist nur der Gotteskasten von reicher Tischlerarbeit in Freienwalde und ein schmiedeeiserner in Templin. Sonst wären noch zu erwähnen einige Stühle, welche entweder durch ihre eigenartige Konstruktion, wie jener zu Wusterhausen, oder durch ihren schön gemusterten Bezug, wie z. B. jene zu Lenzen, Belzig, im Dom zu Brandenburg, Interesse erwecken.

Mittelalterliche Siegelstempel haben sich nur ausnahmsweise erhalten. Zu erwähnen wären jene im Domstift zu Brandenburg, sowie jene zu Zehdenik, Marienfliefs, Lehnin und einige andere aus Himmelspfort, Wilsnack und Lehnin, jetzt im Besitze des Rechnungsrates F. Warnecke zu Berlin.

Ältere Siegel sind noch häufig genug und finden sich an Urkunden aller Archive.

Die ältesten durch Inschriften datierten Glocken*) reichen bis in das XIII. Jahrhundert zurück, z. B. die in der St. Katharinenkirche zu Brandenburg (1287);

*) Märkische Forschungen, Bd. V, 122 ff. Nachtrag dazu im Bär, Bd. II, Nr. 20. Otte, Glockenkunde (Leipzig, 1858).

solche aus dem XIV. Jahrhundert finden sich zu Gramzow (1329), in St. Katharinen zu Brandenburg (1345), in der Oberkirche zu Frankfurt a. O. (1371). Der Schmuck der Glocken besteht in Inschriften, figürlichen Darstellungen in Relief, ornamentalen Friesen, Abgüssen von Münzen, Siegeln, auch natürlichen Blättern (Buckow bei Müncheberg 1666), und ähnlichem. Die Inschriften sind anfangs in lateinischer Sprache abgefafst; doch schon im XIV. Jahrhundert kommen solche in deutscher Sprache und in gotischen Majuskeln, im XV. und XVI. Jahrhundert in gotischen Minuskeln und seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts fast ausschliefslich unter Anwendung lateinischer Buchstaben vor. Arabische Ziffern kommen erst im XVII. Jahrhundert allgemeiner in Gebrauch. Die Inschriften auf mittelalterlichen Glocken laufen in der Regel rings um deren Hals. Anfang und Ende sind durch ein Kreuz, die einzelnen Wörter durch andere Zeichen (Punkte, heraldische Lilien, Medaillen, Krucifixe, Rosetten) getrennt. Zuweilen finden sich die Inschriften auch auf der oberen Platte (St. Katharinen zu Brandenburg 1345, Kloster Zinna 1491) oder auf der Innenfläche (St. Nikolai zu Jüterbock). Nach 1550 wird häufig die ganze äufsere Fläche der Glocke mit Inschriften bedeckt. Der Inhalt derselben ist entweder eine Gebetsformel, oder nimmt Bezug auf die Bestimmung der Glocke, oder giebt geschichtliche Daten. Die Gebetsformeln, zuweilen mit der Anrufung der Maria oder anderer Heiliger, lauten häufig: »O rex gloriae, Christe, veni cum pace« (Eberswalde 1407, Weifsensee bei Berlin 1474, Kletzke 1476) und in ähnlicher Form: »O rex gloriae, veni cum pace Mariae« (Lehnin); »O Christe, rex gloriae, veni nobis cum pace« (Reetz bei Belzig); »Rex gloriae Christe redemptor mundi, veni ad nos in pace« (Radewege 1587); »Per gloriam, veni cum spe« (Reichenwalde) und ähnliche. Sehr häufig ist der Engelsgrufs: »Ave Maria, gratia plena, dominus tecum« (Kerzlin); »Ave Maria, gloria plena« (Kampehl 1472); oder nur: »Ave Maria« (Grofs-Kreutz 1500); »Ave Maria, hilf Got ut Not« (Metzelthin bei Ruppin); »Dem Haus hilf aus Not, Maria gieb Brod« (Schwanebeck bei Belzig); »O Marie hilf mich, Dat ick möge diene dich« (Tempelhof). Von einzelnen Namen finden sich zuweilen: »Jhesus Nazarenus rex Judaeorum«; oder die Evangelisten und die heiligen drei Könige; auch besonders verehrte Heilige oder der Schutzpatron mit dem Zusatze: »Ora pro nobis.« »Dei agne, Jesu magne, tu dignare, nos salvare« (St. Nicolai zu Jüterbock); »Help sunte Anna salfdrudde« (Seebeck bei Ruppin 1509); »Sancte Nicolae, ora pro nobis« (Werenz-hain 1462); »Hilf Gott« (Nieder-Görsdorf 1502). — Nach der Reformation sind Bibelsprüche, Verse, aus Kirchenliedern, oder besonders für den Zweck gedichtet, beliebt: »Verbum domini manet in aeternum« (Mittenwalde 1591, Niebel 1596, Buckow bei Rathenow 1607); »Benedictum sit nomen domini« (Bötzow 1539); »Im Namen der Dreifaltigkeit, Gott sei gelobt in Ewigkeit« (Sommerfeld im Ober-Barnim 1595); »Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut, im Himmel und auf Erden« (Görsdorf bei Beeskow 1607); »Wo die Noth am gröfsten, will Jesu selber trösten« (Miersdorf 1645); »Erhalt uns Wort und Sacrament, o Jesu, bis an unser End« (Klein-Gottschau 1744); »Gottes Wort und Luthers Lehr, vergehet nun und nimmermehr« (Prötzel 1698); »Erhalt uns Herr, bei Deinem Wort« (Marzehns 1697); »Gottes Wort bleibt ewiglich, das ist mein Trost, des freu ich mich« (Kahnsdorf 1618); »Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren« (Lindenberg 1589);

»Ein feste Burg ist unser Gott; Erhalt uns Herr bei deinem Wort« (Belzig 1700); »Omnia cum deo, et nihil sine eo« (Elzholz in der Zauche, Biesenthal 1752). Der Lobgesang der himmlischen Heerscharen findet sich sehr oft und in verschiedenen Variationen: »Soli deo gloria« (Parstein 1566, Lehnin 1705); »Gloria in excelsis deo« (Biesenthal, Markgrafpieske); »Soli deo in excelsis sit laus et gloria« (Golzow 1606) u. a. Inschriften, welche sich auf die Bestimmung der Glocken beziehen, worin letztere redend eingeführt werden, meist in Versen und mit Nennung des Taufnamens der Glocke, lauten z. B.: »Sancta Maria, werd ich genannt, allen Christenseelen zum Trost gesandt« (Jeserig bei Brandenburg 1469); »Barbara heifs ich, alle die mich zeyn und horen zeint zeelig« (Eberswalde 1518); »Defunctos plango, vivos voco, fulgura frango; »Maria hilf uns«; »Vox mea, vox vitae«; »Voco vos ad sacra, venite« (Frankena 1488); »Laudo deum verum, plebem voco, congrego clerum«; »Defunctos ploro, pestem fugo, festa decoro« (Seehausen i. d. Ukermark); »Convoco vivos ad templum, mortuos ad sepulcrum« (Radewege 1587); »Wenn ich euch ruf, so stellt euch ein, Schulz auch die ganze Gemein« (Lennewitz 1690); »Zur Ehre Gottes, im Dienste der Menschen« (Rägelin 1717). Glockennamen sind: »Maria« (Jeserig), »Osanna« (Oberkirche zu Frankfurt), zuweilen corrumpiert in Susanna; »Zuversicht« (Oranienburg 1850); »Johannes« (St. Katharinen zu Brandenburg 1474); »Salvator« (1515 ebendaselbst). Geschichtliche Notizen, welche sich auf die Datierung der Glocke beziehen, fehlen seit dem XV. Jahrhundert fast nie; seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts ist auch fast immer der Name des Giefsers angegeben, zuweilen in den Reim gebracht: «Durch das Feuer bin ich geflossen, N. N. hat mich gegossen«. Aufserdem werden seit dem XVI. Jahrhundert auch die Kirchenvorsteher, der Patron, der Pastor u. a. mit allen ihren Titeln genannt. Ferner geben sie Mitteilung von allgemeinen oder lokalen Nachrichten, namentlich von Brandschäden, bei welchen ältere Glocken zu Grunde gegangen sind, oder andern Schicksalen, welche dieselben betroffen haben. — Ungewöhnlich grofse Glocken kommen in der Mark nicht vor; zu den gröfsten gehören die Glocke Osanna in der Oberkirche zu Frankfurt (100 Centner) und die ehemalige Klosterglocke zu Neu-Ruppin (110 Centner) jetzt im Dom zu Berlin.

Im Mittelalter und auch noch später wurden die Glocken wohl meistens von aufserhalb bezogen, oder von umherreisenden Giefsern, welche selbst aus den Niederlanden, vom Rhein, aus Schwaben, Franken, Lothringen und Elsafs kamen, gefertigt. Von Städten aufserhalb der Mark, in welchen Giefsereien sich befanden, werden genannt: Dresden, Halberstadt, Hamburg, Leipzig, Magdeburg, Rostock, Stettin, Wittenberg, Zerbst. Von Städten in der Mark, in welchen Glockengiefser thätig waren, werden inschriftlich genannt: Berlin, Brandenburg, Frankfurt, Havelberg, Königsberg, Perleberg, Potsdam, Ruppin, Salzwedel und Wittstock. Eines der ältesten Beispiele eines Glockengiefsernamens ist Wulf auf einer Glocke von 1400 in Markau (Havelland). Später, 1469 wird genannt Hans Bedding zu Jeserig bei Belzig. 1495 gofs Gregor Mertensdorf eine Glocke zu Jüterbock. Weit verbreitet waren im XV. und XVI. Jahrhundert die Glocken der Giefserfamilie Wou aus Kampen: Gerhard Wou de Campis gofs 1490 die 110 Centner schwere Glocke zu Ruppin; später auch die grofsen Glocken für den Dom zu

Erfurt und Braunschweig. Auch Heinrick de Campis, welcher 1518 eine Glocke für Perleberg gofs, gehört vermutlich derselben Familie an. Von der Giefserfamilie Moldenhauer werden seit dem Ende des XV. Jahrhunderts genannt: Andreas Moldenhauer in Alten-Brandenburg auf einer Glocke von 1500 zu Deetz in der Zauche; Andreas Moldenhauer 1500 zu Linum, 1555 zu Brachwitz; Andreas und Merten Moldenhauer 1564 zu St. Paul in Brandenburg, Merten Moldenhauer 1571 zu Knoblauch i. Havelland. Andreas Bruggemann kommt 1530 auf einer Glocke zu Blumenhagen (Ukermark) und Andreas Köpffel aus Lothringen 1536 zu Seegefeld im Osthavelland vor. Die Glocken der Familie Borstelmann zu Magdeburg und Braunschweig, namentlich von Johann und Heinrich, sind weit verbreitet, ebenso die der Familie Schulz oder Schultze. Es kommen vor Johann Jakob Schulz in Berlin, Daniel, Christian, Johann, Wilhelm und Andreas Schulz. Ein Sohn des Stückgiefsers Dietrich (dessen Frau Anna Sydow als »schöne Giefserin« bekannt ist) war Nickel Dietrich, welcher 1556 die Glocke zu Wachow gofs. Michael Kefsler von Stuttgart wird 1552 zu Malchow genannt. In der Prignitz kommen im XVI. Jahrhundert noch vor Moritz Leggekow zu Wittstock auf einer Glocke zu Gottberg von 1570 und Philipp Legekow zu Perleberg auf einer Glocke zu Schilde von 1616. Von Joachim Jenderich zu Havelberg finden sich mehre Glocken von 1580 im Havelland und der Prignitz. Von Jost Bodeker aus Havelberg die Glocken von 1599 zu Pessin und Retzow im Westhavellande. Bastian Preyer aus Frankfurt a. O. gofs 1592 die Glocke für Zinndorf im Barnim. Ferner werden noch genannt: Martin Dames 1566 zu Parstein; Joachim Teskendorf 1569 zu Schulzendorf im Ober-Barnim; Hans Zeydler und Yorg Behem gossen 1583 die Glocken zu Dalldorf bei Berlin. Im XVIII. Jahrhundert werden die Namen der Glockengiefser selten weggelassen. Die Giefserfamilie Schmidt ist in der Ukermark thätig; Heintze oder Hinze in Berlin, Spandau und Perleberg. Besonders erwähnt sei noch der als Erzgiefser an anderer Stelle näher besprochene Johann Jacobi, welcher eine grofse Anzahl von Glocken gofs (Schlofs Charlottenburg, Grofs-Glienicke im Havellande, Lenzen, Gransee u. a.). Von einem jüngeren H. J. Jacobi, vermutlich seinem Sohn, finden sich Glocken zu Schwarzensee (1744) und Nauen (1746).

Grabplatten aus Stein, Grabsteine oder Leichensteine, welche unmittelbar über den wohl meist ausgemauerten Gräbern im Fufsboden der Kirchen liegen, kommen in der Provinz Brandenburg, obgleich das Material dafür im Lande selbst nicht vorhanden ist, sondern erst von weit her herbeigeführt werden mufste, ziemlich häufig vor. Am häufigsten finden sich Grabsteine folgerichtig an solchen Orten, wie z. B. Havelberg, welche durch eine Wasserstrafse mit Steinbrüchen in leichterer Verbindung standen, dann in Kathedralen und in Kirchen, welche die vornehmsten und reichsten Adelsgeschlechter sich zur Grabstätte gewählt haben. Die Darstellungen auf den Grabsteinen*), im früheren Mittelalter nur in Kontouren in den Stein eingemeifselt (Brandenburg, Havelberg, Lehnin, Brüssow), später in flachem und schliefslich in hohem Relief ausgeführt, sind auch in der Mark die allgemein üblichen, d. h. Wappen und Bilder der Verstorbenen, denen ihre und ihrer Ahnen Wappen beigegeben sind; in der Regel in ganzer Figur, in einer

*) Siehe E. Wernicke im christlichen Kunstblatt 1882, Nr. 4 u. 5.

für sie charakteristischen Tracht und Geberde, Geistliche im Ornat, mit den Attributen ihrer Würde, Bischöfe zumeist unter Baldachinen, Adelige in Rüstung, Frauen zuweilen in Witwentracht, das Gebetbuch, den Rosenkranz, oder eine Blume in der Hand haltend. Inschriften laufen in einer oder zwei Zeilen am Rande ringsum. Die Figur des Verstorbenen wird zuweilen umgeben von einer Nischenarchitektur, in einem, zwei oder mehr Geschossen übereinander, in welchen Heilige als Nothelfer und Fürbitter, auch wohl die Mitglieder der Begräbnisbrüderschaften, welche für empfangene Schenkungen die Pflicht der Fürbitte übernommen hatten, oder andere Leidtragende dargestellt sind, gleichsam eine Verewigung der Begräbnisceremonie (Grabplatte des Bischofs Deher im Dom zu Fürstenwalde). Zuweilen erscheint auch, wie beim Grabmal des Kurfürsten Johann Cicero im Dom zu Berlin, der Verstorbene wie auf dem Paradebette ausgestellt, wobei freilich in Bezug auf Haltung und Faltenwurf nicht Rücksicht auf eine liegende, sondern aufrechte Stellung genommen ist. Im spätern Mittelalter und namentlich im Jahrhundert der Reformation wurden die Verstorbenen, nicht in einer ihre Würde charakterisierenden Haltung, sondern vor dem Kruzifix knieend dargestellt (Fürstenwalde, Wiesenburg). Ungewöhnlich ist die Darstellung eines Grabsteins zu Spandau, auf welchem neben dem Bilde einer Frau noch zwei kleinere Grabsteine mit den Bildern von Kindern angebracht sind. — Der künstlerische Wert der Darstellungen auf Grabsteinen ist sehr verschieden. Grabsteine von guter Arbeit sind nicht selten. Sie dürften wohl zum gröfsten Teil, gleich den anderen Skulpturen in Stein, zum Schmuck der Kirchen, fertig von auswärts bezogen sein. Im Zeitalter der Renaissance bleiben die Grabsteine in bisheriger Weise in Gebrauch und werden, neben den erwähnten bildlichen Darstellungen und Inschriften, oft noch reichlich mit Ornamenten aller Art, auch symbolischen Darstellungen u. a. versehen. Da das sehr hohe Relief der Steine im Fufsboden unbequem war, wurden diese Steine zuweilen wohl gleich ursprünglich oder in neuerer Zeit nachträglich an der Wand aufgestellt. In spätern Zeiten werden Grabsteine auch über Gräber auf Friedhöfen gelegt.

Charakteristisch für die Provinz Brandenburg und das norddeutsche Tiefland überhaupt, jedoch jetzt selten, sind Grabplatten aus gebranntem Thon, welche, da das Brennen gröfserer Platten damals unüberwindliche Schwierigkeiten machte, stets aus mehren Stücken zusammengesetzt sind. Solche Grabplatten finden sich z. B. zu Brandenburg, Frankfurt und ein ursprünglich glasierter in der Kirche zu Mohrin.

Grabmäler aus Bronze sind in der Mark selten; das wertvolle und leicht anders verwendbare Material der meist herrenlosen Grabmäler reizte eben im hohen Grade zur Zerstörung. Unter den erhaltenen ist das älteste die gravierte Grabplatte*) des Bischofs Johannes von Deher († 1455) im Dom zu Fürstenwalde. Sie ist, nach dem Stil der Zeichnung und ihrer technischen Ausführung zu schliefsen, eine Arbeit des älteren Hermann Vischer, des Begründers der später weltberühmten Vischer'schen Giefshütte zu Nürnberg. Sie besteht, da der Gufs einer so grofsen

*) Sehr ähnlich, fast eine Wiederholung dieser Grabplatte, ist jene des Bischofs Peter Nowack († 1456) im Dom zu Breslau.

Platte Schwierigkeiten machte, aus 12 kleineren Tafeln, welche durch ein kunstvoll gefügtes Eisengerüst auf der Rückseite zusammen gehalten werden. Wegen ihrer künstlerischen Vollendung hervorragend ist die auf sechs Pfeilern ruhende Grabplatte des Kurfürsten Johann Cicero († 1499) ursprünglich zu Lehnin, jetzt im Dom zu Berlin, laut Inschrift ein Werk des Johann Vischer, Sohn des Peter Vischer in Nürnberg. Mit derselben verbunden ist jetzt, die ursprünglich nicht dazu gehörende Grabplatte, welche einen Vorfahren des Johann Cicero, wahrscheinlich — die Umschrift fehlt — seinen Vater, Albrecht Achill († 1486) darstellt, wohl ein Werk des älteren Peter Vischer. — Zuweilen, z. B. im Dom zu Fürstenwalde, sind nur das Wappen oder einzelne Teile der bildlichen Darstellungen und die Inschrift aus Bronze gefertigt und in die Steinplatte eingelegt. — Auch Grabplatten aus Gufseisen aus neuerer Zeit kommen vor, z. B. zu Frankfurt und Neu-Hardenberg.

Seit dem XVI. Jahrhundert wurde es allgemein Gebrauch, das Gedächtnis an Verstorbene, auch an solche, die nicht am Orte begraben waren, vorzugsweise durch innerhalb der Kirchen aufgestellte Epitaphien zu erhalten. Dieselben wurden mit reichem architektonischem, plastischem und malerischem Schmuck versehen und nahmen auch die nicht selten umfangreichen Nachrichten über die Verstorbenen, sowie passende Bibelstellen oder Sinnsprüche auf. Dergleichen Epitaphien sind in den Kirchen der Mark sehr häufig*) und bieten ein reiches Material für die Familiengeschichte des märkischen Adels, auch für Kostümkunde**) u. a. Sie sind entweder in Tafelform an der Wand, kleinere, namentlich solche für Kinder, auch wohl am Altar (St. Brixius bei Belzig), aufgestellt und zeigen die Verstorbenen in ganzer Figur in einer architektonischen Umrahmung, (Rheinsberg, Beesdau, Wiesenburg) oder gleichen den oben beschriebenen mehretagigen architektonischen Aufbauten der Altäre jener Zeit, wie auch einige, ursprünglich als solche, zum Gedächtnis der Stifter und zur Erbauung der Gemeinde aufgeführt wurden (der Lynar'sche Altar in Spandau von 1582 und jener der Familie von Schlieben zu Görsdorf von 1581). Die Familienmitglieder sind auf denselben nach den Geschlechtern geschieden, in anbetender Stellung dargestellt. Sie haben die Form einer mit Säulen, Karyatiden und Nischen, oft in mehren Stockwerken aufgebauten Wandarchitektur, in welcher in grofsen Reliefgruppen, Friesen, Medaillons und freistehenden Figuren, die Hauptereignisse der Heilsgeschichte, oder das jüngste Gericht, und die dem Stifter wichtigsten Personen des alten und neuen Testamentes oder Allegorien christlicher Tugenden dargestellt sind. Einige, welche den reichsten Altarbauten jener Zeit gleichkommen, sind in Italien oder Holland gefertigt worden, wie die Schulenburg'schen Epitaphien in St. Katharinen zu Brandenburg und in der Kirche zu Lieberose, die von Quitzow'schen in Rühstedt und Kletzke. Sie sind in Marmor, Alabaster und Sandstein in edlen Architekturformen ausgeführt und mit reichstem plastischem Schmuck versehen. In ähnlichen Formen liefsen dann auch wohlhabende Bürgersfamilien Epitaphien aufs Holz und poly-

*) Ein Verzeichnis der im Reg.-Bez. Potsdam vorhandenen Epitaphien in: Der Deutsche Herold, Zeitschrift für Heraldik, Berlin, Jahrg. 1881.

**) Siehe z. B.: O. Schwebel im Bär, Bd. III, S. 182 ff.

chrom bemalt, errichten. In einer mit geschlitztem und aufgerolltem Kartuschwerk umrahmten Säulenarchitektur sind gewöhnlich drei Abteilungen übereinander, in deren unterster die Familie des Verstorbenen in betender Stellung, zuweilen innerhalb einer kirchlichen Architektur oder einer Halle mit Ausblick auf eine Landschaft, darüber in dem gröfseren Hauptbilde eine Scene der biblischen Geschichte, zumeist auf die Auferstehung bezüglich, und in einer kleinen Lünette darüber eine Einzelfigur, Gott Vater, der auferstandene Heiland o. a. dargestellt sind. Die Gedächtnisinschrift ist in der Regel auf einem konsolartigem Ansatze unter dem Familienbilde angebracht. (Lübben, St. Gotthard in Brandenburg, Wusterhausen.)

Gleichzeitig kommen auch Epitaphien aus Bronze in Form kleiner umrahmter Tafeln vor (Beeskow, Lübben, Spandau).

Tafelgemälde als Epitaphien sind seltener, finden sich aber doch in einigen Kirchen (Spandau, Wiesenburg). Auf ihnen ist in freier Komposition die Sterbescene mit den trauernden Verwandten, eine Allegorie oder dergl. dargestellt.

Am Ende des XVII. und im XVIII. Jahrhundert werden die Epitaphien nicht mehr als Architekturwerke, sondern als freie plastische Kompositionen in sehr mannigfaltigen Formen ausgeführt. Die aus Marmor gefertigte Porträtbüste des Verstorbenen wird, umgeben von symbolischen Figuren und Engeln, auf sarkophagartigem Sockel an der Wand oder auf einem Postament frei davor aufgestellt, oder mit plastischem Schmuck umrahmt und stets mit Inschrifttafeln, Wappen des Verstorbenen und seiner Ahnen ausgestattet. Es sind meistens gute, zum Teil sehr vortreffliche Werke der Bildhauerkunst, wie z. B. das von Schlüter ausgeführte Erbbegräbnis seines Freundes Männlich in der Nikolaikirche zu Berlin, das Epitaph des Feldmarschall Derfflinger in der Kirche zu Gusow, das des Brand von Lindau in der Kirche zu Klein-Glien, das der Königin Luise in der Kirche zu Paretz von Schadow gefertigt, das Grabmal der Frau von Barfufs im Dom zu Brandenburg, andere zu Boitzenburg, Alt-Döbern, Buch, Lindenberg bei Beeskow, im Dom zu Brandenburg, zu Lübbenau u. a. v. a. O. Auch wird die Büste oder das in Ölfarben gemalte Porträt des Verstorbenen in reicher Umrahmung von in Holz geschnitzten Waffen und Trophäen an der Wand aufgestellt. (Briesen, Friedersdorf.) Zuweilen wird zum Gedächtnis an den Verstorbenen auch nur die Büste (Sonnenburg, Rühstedt) oder das gemalte Porträt (Fürstenberg) ohne weiteres Beiwerk in der Kirche angebracht. Aufserdem finden sich sehr häufig die in Holz geschnitzten und polychrom bemalten, oder auch nur gemalten Wappen der Verstorbenen, sogenannte Totenschilde, meist in runden oder achteckigen Rahmen und mit Umschriften versehen, in der Kirche aufgehängt. (Boitzenburg, Sonnenburg, Badingen, Lichterfelde u. a. v. a. O.) Auch die bei der Leichenfeier gebrauchten Totenfahnen, ferner Rüstungsstücke und Waffen des Verstorbenen, Panzer, Helm, Degen, Sporen, Handschuhe und Kommandostab, werden zur Erinnerung in den Kirchen aufgehängt. (Lichterfelde, Milmersdorf, Reetz, Badingen, Buckow).

Im XVIII. Jahrhundert kam es immer mehr aufser Gebrauch die Verstorbenen in Kirchen beizusetzen. Seitdem wurden auch die Denkmäler nicht mehr in denselben, sondern über den Gräbern auf den Friedhöfen errichtet. Sie wurden in

den mannigfaltigsten Formen in Stein und Metall ausgebildet und kommen vor als Platten, welche das ganze Grab decken, als senkrecht stehende Tafeln, Stelen, mit ornamentaler Bekrönung, auch wohl mit den Reliefporträt oder andern bildlichen Darstellungen (Bornstedt), Obelisken (Frankfurt), Kreuze, letztere zuweilen aus Schmiedeeisen (Sorau, Baruth), aber auch als reichere plastische Werke mit allegorischen Figuren (auf dem alten Kirchhof zu Frankfurt, Scharnhorsts Denkmal auf dem Invalidenkirchhof zu Berlin), Engel (Bornstedt), Urnen (Tegel, Lichtenberg), in symbolischer Form als abgebrochene Säulen, Säulen mit Statuen (Humboldtsches Grabmal in Tegel), architektonisch gegliederte Denkmäler (Stiers Grabmal in Schöneberg), letztere gern an die Kirchhofsmauer gelehnt (Sorau), oder es werden schliefslich freistehende Gruftkapellen (Rheinsberg) errichtet, welche an sich schon zum Grabdenkmal ausgebildet, auch noch bezügliche plastische Werke und Gemälde aufnehmen. Das hervorragendste der letzteren ist das Kgl. Mausoleum in Charlottenburg, in Form einer vollständig ausgebildeten Grabkapelle, in welcher über der Gruft mit den Särgen, die von Rauchs Meisterhand in weifsem Marmor ausgeführten Sarkophage mit den lebensgrofsen liegenden Statuen des Königs Friedrich Wilhelm III. und seiner Gemahlin Luise aufgestellt sind. Besonders schön in den Verhältnissen und sinnvoll*) durch ihre Symbolik in antikem Geiste sind die von Schinkel entworfenen Grabmäler, bei welchen er stets strenge Enthaltsamkeit in Benutzung von Kunstideen, welche nicht allgemein verständlich sind, beobachtete.

Auch die in den Grüften aufgestellten Särge aus Metall oder Marmor sind zuweilen dekorativ mit Gravierungen oder Reliefs ausgestattet. Besonders reich sind die nach Schlüters Entwurf von Jakobi in Zinn gegossenen Prachtsärge Königs Friedrich I. und seiner Gemahlin Sophie Charlotte im Dom zu Berlin, sowie der von demselben modellierte, in Blei gegossene Sarg in der Gruft des Doms, für den 1708 als halbjähriges Kind gestorbenen Prinzen Friedrich Ludwig, ersten Sohn Königs Friedrich Wilhelm I.; andere befinden sich in Spandau, Lieberose, Brandenburg. Der Sarg Königs Friedrich Wilhelm I. in der Garnisonkirche zu Potsdam ist aus poliertem schwarzem Marmor, der Zinnsarg Königs Friedrich des Grofsen ebendaselbst, dagegen ganz schmucklos.

VI. Rathäuser.

Die Rathäuser, in älterer Zeit häufig zugleich Kaufhäuser, sind meist nicht in die Strafsenflucht zwischen andere Häuser eingebaut, sondern stehen isoliert, gewöhnlich mitten auf dem Marktplatze. Sie waren in älterer Zeit, gleich den Kirchen, aus Holz gebaut. Doch begann man schon im XIV. Jahrhundert dieselben massiv, in künstlerischer und monumentaler Ausführung herzustellen. Einige Räume desselben wurden gewöhnlich mit Gewölben überdeckt. Den Hauptschmuck des Äufseren verlegte man in die hohen Giebel,

*) Adler, Schinkels Entwürfe zu Grab- und Ehrendenkmälern. Vortrag in Erbkams Zeitschrift für Bauwesen XIV. S. 479 ff.

während die Façaden im Übrigen einfacher gehalten wurden (Tangermünde, Königsberg, Brandenburg). Daneben wurden die Portale und die in älterer Zeit wohl selten fehlende, angebaute, nach drei Seiten hin geöffnete, stets gewölbte Gerichtslaube (Perleberg, Fürstenwalde, Berlin, Jüterbock) reicher ausgebildet, zuweilen auch ein Glockenturm (Fürstenwalde, Brandenburg, Frankfurt) hinzugefügt. — Auch im Zeitalter der Renaissance legte man das Hauptgewicht auf den Schmuck der Giebel (Sommerfeld), fügte wohl auch einige Dacherker mit reicher ausgestatteten Giebeln (Guben, Niemeck) hinzu.

VII. Wohnhäuser.

a. Der Bauern und Bürger.

Wie das mittelalterliche Wohnhaus in Dörfern und Städten beschaffen war und wie das Haus der Deutschen von dem der Slaven in seiner Konstruktion und Einrichtung sich unterschied, davon haben wir keine klare Vorstellung, da alte Beispiele nicht erhalten sind, wir also nur aus späteren Anlagen zurückschliefsen können. Zunächst ist festzuhalten, dafs die Wohnhäuser durchweg aus Holz errichtet waren, bei den Slaven wahrscheinlich als Blockhäuser, hergestellt aus horizontal übereinander gelagerten Baumstämmen, deren Fugen mit Moos oder Erde gedichtet waren, bei den Deutschen als Riegelbauten. Dann sind zu unterscheiden, die Bauernhäuser der Dörfer von den Bürgerhäusern der Städte. Die ersteren sind wohl die ältesten und haben ihre ursprüngliche Art zum Teil noch behalten.

Das deutsche Bauernhaus*) der Mark dürfte wohl im wesentlichen nach dem Typus des sächsischen angelegt gewesen sein, welches Menschen, Tiere und Vorräte unter einem einheitlichen Dache beherbergte und dessen Innenraum im wesentlichen nach der Längsrichtung geteilt war (im Gegensatze zu dem fränkischen Hause, zu dessen Seiten besondere Baulichkeiten für das Vieh und die Vorräte angeordnet waren und im Innern die Querteilung zeigt). Den mittelsten breiteren Raum des Hauses nahm die Diele ein, während die seitlichen Räume die Schlafstätten enthielten und die Ställe für das Vieh. Die Wände bestanden aus Riegelwerk; die Fächer waren mit Holzstöcken und Baumzweigen ausgeflochten und schliefslich mit Lehm überklebt und geglättet. Das mächtige Satteldach war mit Stroh gedeckt. Eine offene Halle an der Giebelseite des Hauses (Laube), welche zum Schutz für Menschen, Vieh und Gefährt bei schlechtem Wetter diente, scheint ebenfalls eine alte Einrichtung zu sein. Die künstlerische Ausstattung dieser nur den dringendsten Bedürfnissen genügenden Häuser, denn ihre Erbauer waren zu sehr mit harter Arbeit, mit Wälder ausroden, Äcker urbar machen und dem Kampfe um ihre Existenz beschäftigt, kann natürlich nur eine gelegentliche und eine sehr spärliche gewesen sein. Wir kennen sie nicht durch Augenschein; doch dürften wir kaum fehlgehen, wenn wir uns die von den Zimmerleuten geschnitzten Ornamente der Bauhölzer ähnlich denken, wie die dekorative Ausstattung der vorhisto-

*) Carl Schäfer in der deutschen Bauzeitung 1883, Sp. 138 ff.

rischen Gerätschaften aus Holz und Knochen, d. h. mit jenen primitiven, oft sehr wirkungsvollen Ornamenten versehen, welche aus den einfachsten geometrischen Figuren, Kreisen, Quadraten, Zickzacklinien und ähnlichen bestehen. Später wurde diese Ornamentik weiter ausgebildet; auch wurden Inschriften angebracht.

Gröfsere Gruppen von Bauernhöfen, welche neben dem Wohnhause noch Gebäude zur Aufnahme des Viehs und der Feldfrüchte um einen geschlossenen Hof angeordnet enthalten, bilden ein Dorf.

In der Anlage*) der Dörfer in der Mark kann man zwei verschiedene Arten unterscheiden, je nachdem die erste Anlage dazu von Slaven oder Deutschen gemacht worden ist. Bei den slavischen Dörfern liegen die einzelnen Höfe kreisförmig oder hufeisenförmig um einen gemeinsamen, nur durch einen einzigen Weg zugänglichen Anger, auf welchem das Vieh aller Hofbesitzer eingeschlossen werden konnte und in dessen Mitte ein Teich zu gemeinsamer Benutzung für das Vieh, bei Bränden etc. sich zu finden pflegt. Die Höfe und Giebelseiten der Häuser drängen sich enge zusammen. Die Gärten laufen keilförmig breiter aus. Solche Dörfer waren dann gewöhnlich, zum Schutz gegen feindliche Angriffe, mit Graben und Wall, letzterer mit einer Hecke bepflanzt, umzogen. Bei den ältesten deutschen Dörfern dagegen liegen die einzelnen Gehöfte zerstreut, ohne geregelte Ordnung nebeneinander. In späterer Zeit aber wurden die deutschen Dörfer an einer geraden Strafse, an deren beiden Seiten die Gehöfte in rechtwinklich gestellten Reihen anstofsen, angelegt. Oft ist dieser Raum so breit, dafs rechts und links, längs der Gehöfte Wege fortlaufen, zwischen welchen ein mit Bäumen besetzter Anger frei bleibt. Auf dem letztern befinden sich gewöhnlich ein gegrabener Teich und die Kirche mit dem sie umgebenden Friedhofe. Die einzelnen Höfe sind erheblich tiefer als breit. Wohnhaus und Stall stehen sich gegenüber, mit ihren Giebeln nach der Strafse. Dazwischen liegt der schmale Hof, welchen ein Thorhaus gegen den Dorfweg abschliefst. Hinter und neben dem Wohnhause befindet sich der Obst- und Gemüsegarten, so dafs ersteres auf allen Seiten freisteht. An die einzelnen Gehöfte schliefsen sich die dazu gehörenden Teile Ackerland an, welche als lange Streifen von möglichst gleicher Breite von dem Hofe bis zur Dorfgrenze hinlaufen. Auf den Grenzen zwischen diesen Hufen war es Gebrauch, die auf dem Acker gesammelten Steine zu hohen Dämmen zusammen zu werfen.

Die Städte entwickelten sich entweder durch das Zusammenwirken besonderer Umstände, aus Dörfern, welche sich erheblich erweitert hatten, wobei dann die erste Anlage mafsgebend blieb, oder sie bildeten sich allmählich ohne bestimmte Regel in ihrer Anlage neben Burgen, unter deren Schutz die ersten Ansiedler ihr Gewerbe betrieben (Sternberg, Lagow, Putlitz, Vierraden, Boytzenburg, Oderberg, Köpenick), oder entwickelten sich neben Cistercienserklöstern (Lehnin, Neuzelle) oder viel besuchten Wallfahrtsorten (Wilsnack, Zehdenik), deren mannigfache Bedürfnisse Handel und Verkehr anzogen, oder wurden endlich neu gegründet und nach bestimmtem Plane angelegt. Andere (Dobriluck, Potsdam, Rheinsberg)

---

*) Landau im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine, Bd. VI. u. VII.

A. Meitzen in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik. Bd. 32.

verdanken ihr Entstehen und ihre schnelle Entwicklung der Vorliebe der Regenten, welche ihre Residenz an solchen, mehr unbedeutenden Orten aufschlugen. Die Neugründungen*) erfolgten entweder im Anschlufs an bestehende slavische Ansiedelungen, deren Reste unter dem Namen Kietz bekannt (Küstrin, Potsdam, Oderberg, Freienwalde, Wriezen, Lebus etc.) neben der neuen Anlage oft noch erhalten sind und sich deutlich erkennen lassen, oder auf freiem Felde. Letztere sind dann im allgemeinen ursprünglich von sehr regelmäfsiger Anlage, haben in ihrer Mitte einen grofsen viereckigen Platz, den Markt, zuweilen mit Lauben umgeben, (teilweise erhalten noch in Schwiebus), auf welchem das Rathaus und das Kaufhaus stehen. Von diesem Markte aus gehen die Strafsen geradlinig, rechtwinkelig sich schneidend, nach den Thoren oder dem rings um die Stadt laufenden Mauergange. Sämtliche Häuser stehen, im Gegensatze zu jenen in Dörfern, dicht an einander gedrängt, in rechtwinkeligen Vierteln mit ihren Giebelseiten nach den Strafsen gekehrt. Dieser Plan für einen zahlreichen gewerbetreibenden Bürgerstand berechnet, schliefst, was bei der Befestigung von Wichtigkeit war, eine möglichst grofse Zahl Hausstellen in einen verhältnifsmäfsig kleinen Raum ein. Jeder Bürger erhielt für sein Haus nur ein kleines Stück des Bodens. Der nach der Strafse hin gelegene Teil desselben wurde von dem Wohnhause eingenommen. Dahinter lag ein Hof mit Nebengebäuden, welcher notdürftig für den Betrieb einer kleinen Ackerwirtschaft ausreichte. Die Strafsenfront der Häuser war schmal, selten vier, meist nur drei oder zwei Fenster breit und die Tiefe des Grundstücks von einer Strafse zur nächsten parallel laufenden, meist schmälern, in welcher die Einfahrt zum Hofe sich befand, reichend, betrug nicht leicht über hundert Schritt, wurde später aber oft noch zwischen zwei Besitzern quer geteilt. Die Grundstücke waren ursprünglich unter einander gleich, sind später jedoch vielfach in halbe und viertel zerlegt worden. Getreue Bilder mittelalterlicher Städte sind uns in den charakteristisch gezeichneten Prospekten des Merian zahlreich erhalten.

Bei neueren Städteanlagen (Schwedt, Lychen, Neu-Ruppin, Templin, Rheinsberg), welche nach verheerenden Bränden oder bei namhaften Erweiterungen (Potsdam, Berlin) notwendig wurden, ist stets eine regelmäfsige Teilung dem Strafsennetze zu Grunde gelegt. Die Strafsen sind breit und die öffentlichen Plätze weiträumig; da man nicht mehr durch den Gürtel der mittelalterlichen Befestigung beengt war, konnte die Anlage, mit Rücksicht auf Gesundheit und Verminderung der Feuersgefahr, weitläufiger gehalten werden.

Wie die Stadt aus dem Dorfe sich entwickelte, so entstand aus dem freistehenden, einstöckigen Bauernhause, unter Berücksichtigung der veränderten Verhältnisse, das zweistöckige städtische Wohnhaus der Ackerbürger, Handwerker und Kaufleute. Beiden gemein ist die Giebelstellung nach der Strafse. Doch stehen gewöhnlich die Bürgerhäuser nicht isoliert, sondern behufs vollkommener Ausnutzung des Raumes, Wand an Wand mit den Nachbarhäusern oder nur durch ein schmales Traufgäfschen von einander getrennt. Auch die Lauben, welche besonders an den Marktplätzen zusammenhängende bedeckte Gänge bildeten, wurden beibehalten. Die Diele des Bauernhauses wurde zu einer durch beide Stockwerke

*) A. Meitzen, Kulturzustand der Slaven (Breslau 1864), Seite 80.

reichenden Halle, in welcher eine Wendeltreppe zu einer vorgekragten Galerie, dem Korridor des Obergeschosses, empor führt. An das Vorderhaus schliefsen sich Hintergebäude mit offenen Galerien, zuweilen auch einem besonderen Treppenturm an. Auch die städtischen Wohnhäuser waren das ganze Mittelalter hindurch und noch einige Jahrhunderte lang später fast ausnahmslos aus Riegelwerk hergestellt und anfangs mit Rohr, Stroh oder Schindeln gedeckt, welche erst in der neuern Zeit durch Dachziegel ersetzt wurden. Sie waren meist so konstruiert, dafs jedes Geschofs über dem darunter befindlichem um 15—20 cm. vortritt. Die Schwelle des Obergeschosses ruht auf den Balkenköpfen des Untergeschosses. Die Verstrebungen der Wände sind oft in reicher Musterung disponiert. Balkenköpfe, Schwellen, Kopfbänder, Rähme, auch wohl Ständer und Riegel sind nicht selten durch Schnitzerei, einfache aber wirkungsvolle Ornamente und Inschriften (Schwiebus) geschmückt, die Felder zwischen den Ständern und Riegeln mit überputztem Mauerwerk gefüllt, zuweilen auch mit ornamentierten Füllungen aus Holz versehen. Im Erdgeschofs befindet sich die mehr oder minder reich ausgebildete Bogenthür; daneben noch eine gröfsere Öffnung in der Façade für eine Werkstatt oder ein Verkaufslokal. Auch das Innere war in entsprechender Weise geschmückt. Die sichtbaren Balken waren kräftig profiliert (Beeskow), zuweilen auch mit Ornamenten versehen, die Wände mit Ornamenten bemalt, Thüren, Fenster und deren Eisenbeschläge, sowie Möbel und Geräte künstlerisch in einfacher Weise ausgebildet.

Solche Häuser schlossen sich Giebel an Giebel, das Holzwerk durch kräftige Färbung noch mehr hervorgehoben, zuweilen mit reich ausgebildeten Erkern geschmückt und auf ihren höchsten Spitzen mit Wetterfahnen versehen, in langen Reihen aneinander, und gaben der mittelalterlichen Stadt ein überaus malerisches, reizvolles Ansehen. Mit dem Eindringen antikisierender Formen in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts treten Modifikationen auf, welche jedoch meist nur das Detail betreffen. Letzteres nahm vielfach an Reichtum zu. Die Grundlage des ganzen baulichen Organismus dagegen, die Konstruktion blieb dieselbe. Erst im XVII. Jahrhundert wurde dieses Prinzip aufgegeben und die Willkür in der architektonischen Ausbildung des Holzbaues nahm überhand. Schliefslich folgte eine Periode gänzlicher Kunstlosigkeit. Die Façaden wurden glatt und nüchtern. Ja, man schämte sich des Holzes als Baumaterial, überzog es ganz und gar mit Putz.

Ältere Häuser aus Holz, deren ältest erhaltene wohl kaum über das XV. Jahrhundert zurückreichen dürften, finden sich in der Mark Brandenburg nur noch selten; die schönsten Beispiele in Beeskow, Schwiebus, Brandenburg und Perleberg, dann geringe Reste in Kyritz, Neu-Ruppin, Bernau u. a. a. O.

Der städtische Holzbau, welcher trotz der vielen, wiederholt ganze Städte vernichtenden Brände, weil das Bauen aus Holz sehr schnell geht und billig ist, mit Zähigkeit festgehalten wurde, ist trotz strenger polizeilicher Mafsregeln noch heute nicht vollständig beseitigt, ist vielmehr in alter künstlerischer Ausbildung neu belebt worden.

Neben dem Holzbau bildete sich seit dem XVI. Jahrhundert aber auch der Massivbau aus; doch waren massive Wohnhäuser anfangs so selten, dafs ihre Bezeichnung zum Eigennamen (steinernes Haus) wurde. Die Façaden dieser Giebelhäuser sind mit wenigen Ausnahmen (Luckau) ganz einfach. Das Hauptgewicht

legte man auf Ausstattung der Giebel und bildete sonst nur das Portal (Frankfurt, Brandenburg, Belzig, Sorau), höchstens noch einen vorspringenden Erker (Frankfurt), alles natürlich in dem damals üblichen Renaissancestil reicher aus, schmückte sie wohl auch mit figürlichen Darstellungen. Eine besondere Zierde der Façaden bildeten die phantastisch gestalteten Wasserspeier (Frankfurt, Belzig), die schön ornamentierten Eisengitter an Fenstern und Thüren (Brandenburg, Sorau), die gleichfalls reich ausgebildeten eisernen Träger, welche die Zeichen der Zunfthäuser, Herbergen und Gasthäuser trugen, die kunstvoll gebildeten Thürklopfer (Fürstenwalde, Küstrin) u. a. Neben den Giebelhäusern kommen gröfsere palastartige Wohngebäude, aufser in den Kgl. Residenzstädten Berlin und Potsdam, nur in Frankfurt und Küstrin, kleinere mit einigem Aufwand ausgestattete aber auch in Neu-Ruppin, Sorau, Brandenburg vor. Eine reichere Entwicklung haben im XVIII. Jahrhundert Frankfurt und namentlich Potsdam erfahren. Für die Gestaltung von Potsdam war in der Anlage der Strafsen und Ausstattung der Bauten fast ausschliefslich der Wille der Monarchen mafsgebend, welche ihrer Residenzstadt ein würdiges Äufseres zu geben wünschten. Schon König Friedrich Wilhelm I. förderte die Baulust durch Gewährung von Unterstützungen, die aber im allgemeinen nicht zur Entfaltung hervorragender Kunstleistungen führten. So entstand auf seine Veranlassung der gröfste Teil des sogenannten holländischen Viertels, bestehend aus kleinen, zwei Etagen hohen Wohngebäuden, in der Regel gekrönt von einem aufgesetzten Erker, aus Ziegeln ohne Putz, unter sparsamer Anwendung von Schmuckstücken aus Stuck, Sandstein oder Terracotta. König Friedrich II. gewährte denen, welche nach seinen Ideen bauen wollten, reichlichere Unterstützungen und stiftete zu diesem Zwecke den Immediatbaufond. Er liefs durch seine Architekten (Knobelsdorff, Bouman, Unger, Gontard, Krüger u. a.) Façaden nach italienischen, durch Kupferwerke bekannten Vorbildern, besonders der Spätrenaissance- und Barockzeit, in unechtem Material nachbilden oder auch im Rococostil frei entwerfen. Abschlufs und Kreuzung der Strafsen wurden nicht selten einheitlich durchgebildet. Doch stehen bei diesen Gebäuden die innere Anordnung der Räume und die Façaden meist in nur losem Zusammenhange; häufig sind zwei oder mehre Gebäude zu einer gemeinsamen, gröfseren Front vereinigt. Freilich ist die einheitliche Wirkung derselben später oftmals durch verschiedenfarbigen Anstrich der einzelnen Gebäude wesentlich beeinträchtigt worden. Während der Bauperiode des neuen Palais bevorzugte der König, beeinflufst durch eine Reise nach Holland, den Bau in Ziegeln ohne Putz, nur mit gelegentlicher Verwendung einiger »Zierraten« aus Sandstein oder Stuck. So entstanden unter seiner Regierung eine Reihe beachtenswerter Wohnhausfaçaden, interessant in der Gesamtanordnung und reizvoll in den Details.

Nachdem in den ersten Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts die Architektur, in Folge der Kriegsjahre gänzlich darnieder gelegen hatte, nahm sie durch Schinkels Einflufs wieder einen neuen Aufschwung. Letzterer war bemüht, auch die Wohnhausfaçaden im Zusammenhang mit der Grundrifsdisposition organisch zu entwickeln und führte dieselben, meist in streng antiken Formen, unter besonderer Rücksichtnahme auf sorgfältige Zeichnung und richtige Abmessung aller Einzelformen und namentlich der Profile aus. Seine Schüler arbeiteten in demselben

Sinne weiter. Erst in der neuesten Zeit hat sich eine freiere, mehr dekorative Richtung, unter Anlehnung an die deutsche Renaissance, auch wohl an französische Vorbilder, geltend gemacht. An Stelle des früher allgemein üblichen Mörtelputzes für die Façaden tritt, nach dem Vorangange der öffentlichen Gebäude, und begünstigt durch gesteigerten Wohlstand, immer mehr das echte Material, Ziegel und Sandstein, hervor. Die erste Anregung hierzu ist wiederum von Schinkel ausgegangen durch seine reich in Terracotta ausgeführten Façaden der Bauakademie und des Feilnerschen Wohnhauses zu Berlin.

Neben den eigentlichen Stadthäusern entstanden, seit dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts, zahlreicher im XIX. Jahrhundert, zunächst vorzugsweise zum Sommeraufenthalt begüterter Stadtbewohner bestimmt, dann auch als ständige Wohnung für unabhängige Familien dienend, besonders in den Vorstädten erbaute Villen. Die ältesten derselben sind ein von Schlüter für einen vorübergehenden Sommeraufenthalt des Königs in Freienwalde erbautes, aber nicht mehr vorhandenes Landhaus und die von demselben Architekten im Jahre 1712 vollendete Villa von Kamecke zu Berlin (jetzt Loge Royal York in der Dorotheenstrafse). Ein späterer Bau der Art ist ein in dem ägyptisch-dorischen Stil Gillys erbautes Landhaus zu Steglitz. Durch Schinkel wurden solche Landhäuser dann in streng hellenischen Formen (Charlottenhof, Charlottenburg) künstlerisch fein durchgebildet. Endlich entstanden unter dem Einflusse König Friedrich Wilhelm IV. namentlich bei Potsdam, aber auch an andern Orten, durch den älteren Persius, A. Stüler, H. Strack, Hesse, F. von Arnim u. a. zuerst nach italienischen Vorbildern, später in freierer Komposition, jene zahlreichen, malerisch angelegten Gruppenbauten mit mancherlei schmückenden Nebenanlagen, welche jetzt als Typus einer Villa gelten.

b. Des Adels und der Fürsten.

Es ist beinahe selbstverständlich, dafs in einem Grenzlande, wie die Mark Brandenburg, welches den Charakter eines offenen Feldlagers hatte, die kriegerischen adeligen Herrn und die Bischöfe, welche als erobernde Feinde ins Land gekommen und in stetem Kriege mit den darin angesessenen Slaven begriffen waren, zu ihrer persönlichen Sicherheit nur in befestigten Häusern, Burgen, wohnen konnten. Diese Burgen dienten entweder nur zum Schutze ihrer Herren, deren Angehörigen und Besitztümer, oder auch zugleich zur Verteidigung der Landesgrenzen und der Verkehrsstrafsen. Sie wurden an Orten angelegt, welche schon von Natur eine gewisse Sicherung gegen Angriffe darboten, d. h. auf steil abfallenden Hügeln (Freienwalde, Stolpe, Oderberg, Neuwedel, Lagow) oder, was in der Mark der häufiger vorkommende Fall ist, in Mitten eines Seees oder Sumpfes oder an einem Flusse (Peitz, Küstrin, Potsdam, Spandau). Wo die natürliche Terrainbildung nicht genügte, half man durch Anlage von trockenen oder nassen Gräben, Abtragen des nicht steil genug befundenen Bergabhanges, Aufschütten von Wällen u. s. w. nach. Die Burgen bestanden anfangs, und nicht nur in vorhistorischer Zeit, in Häusern aus Holz, welche zum Schutze gegen Überfälle mit Gräben, Wällen und Palisaden umgeben waren (Wallburg). Später, nach dem Eintritt mehr gesicherter Zustände, wurden die Burgen massiv erbaut und bestanden im wesentlichen aus einem Wohnhause mit hohem Turm, Bergfried, (Schlofs Eisenhardt, Rabenstein,

Lagow, Stolpe, Cottbus), zur Aussicht und zur letzten Verteidigung, umgeben von Mauern mit Thoren, Wall und Graben. An die eigentliche Burg schlofs sich dann in den meisten Fällen eine gleichfalls befestigte Vorburg (Sonnewalde) zur Aufnahme des Viehs und der Vorräte. Gröfsere Burgen hatten zwei, drei oder vier Flügel, welche einen Hof einschlossen (Lagow, Goldbeck) und waren wohl auch mit mehren Türmen, besonders einem Thorturm versehen. Von allen solchen Anlagen sind in der Mark nur noch fragmentarische Reste erhalten; daher ist über die charakteristische Grundrifsdisposition und innere Einrichtung derselben nichts zu ermitteln. Diese Bauten dienten nur praktischen Zwecken, waren meist aus Granitstücken, seltener aus Ziegeln aufgeführt und entbehrten anfangs aller architektonischen Dekorationsformen.

Erst am Anfange des XVI. Jahrhunderts begann man auch die Herrensitze künstlerisch zu gestalten. Doch ist von solchen Bauten, aufser einigen Resten im Schlosse zu Küstrin, nur das reich und reizvoll ausgeführte Schlofs Freienstein, und zwar nur als Ruine, erhalten. Die daselbst vorhandenen Dekorationsteile, ornamentale sowohl als figürliche, sind in direkter Nachahmung von Werkstücken aus Sandstein, aus ungewöhnlich grofsen Stücken Terracotta hergestellt und sind als die ältesten Reste deutscher Frührenaissance in der Mark historisch von besonderem Werte und auch technisch von Interesse. An die beiden genannten Schlösser schliefsen sich das etwas jüngere, einfacher ausgeführte Schlofs zu Stolpe und das Jagdschlofs Grunewald (1542 von Kaspar Theifs erbaut). Im XVII. Jahrhundert hatten die Herrenhäuser die Form eines einzelnen, mehrstöckigen Flügels, meist von schlanken Verhältnissen mit hohem Dach und angebautem Treppenturm (Eldenburg, Lichterfelde, Stadtschlofs zu Potsdam im XVII. Jahrhundert, Wintdorf), welche ganz schmucklos gehalten, jedoch durch ihre eleganten Verhältnisse und pikante Silhouette von künstlerischer Wirkung sind. Bei gröfseren Anlagen, besonders wenn mehre Flügel einen Hof einschliefsen, schmückte man die Dächer mit nebeneinander gestellten Erkerbauten, deren jeder mit einem besondern Giebel versehen wurde und bildete die letzteren, wie auch die grofsen Giebel, im Charakter der späten holländischen Renaissance architektonisch reicher aus (Boytzenburg, Berlin, Dobriluck). Viel grofsartiger war von Anfang an das von Kurfürst Friedrich II., ursprünglich als Zwingburg gegen die Doppelstadt Berlin-Köln, 1443—1451 erbaute Schlofs*) zu Köln an der Spree, welches später durch die Hofarchitekten Kaspar Theifs und Rochus Graf zu Lynar umgebaut und wesentlich erweitert wurde.

Der grofse Kurfürst berief viele Baumeister aus Holland in seinen Dienst, Langerveld, Memhard, Nehring, Smids, welche auf die Entwicklung der Architektur von bestimmendem Einflufs waren.

Aus diesen einfachen Herrenhäusern entwickelten sich später, und namentlich im XVIII. Jahrhundert, jene grofsen Schlofsbauten in einem Flügel (Köpenick) oder in drei (Pförten, Potsdam, Schwedt, Rheinsberg) oder vier Flügeln (Berlin, Küstrin, Sorau, Lieberose), welche, einen viereckigen Hof einschliefsend, im italienischen Palaststil meist reicher ausgebildet sind. In diesen Schlössern reihen sich

*) Siehe v. Klöden, Andreas Schlüter, S. 40 ff.

die Wohnräume an eine nach dem Hofe gelegene offene Galerie (Seese, im ältern Schlosse zu Sorau, ursprünglich auch in Sonnewalde), oder an einem Korridor, oder auch ohne diese Verbindungen aneinander. Die Treppen- und Vestibül-Anlagen sind nur selten von gröfseren Verhältnissen, wie z. B. in den Schlössern zu Berlin, Köpenick und Sonnewalde. Selbst in gröfseren Schlössern (Neue Palais bei Potsdam, Rheinsberg, Dahme, Sonnenburg, Sorau) sind sie meist nur für das Bedürfnis, ohne Rücksicht auf eine grofsartige Wirkung, angelegt. Die Prachttreppe im Stadtschlosse zu Potsdam wurde erst bei dem Umbau durch Knobelsdorff hinzugefügt. Dagegen war im XVIII. Jahrhundert die Anlage von doppelarmigen Freitreppen und Rampen, welche bis zum Hauptgeschofs führen, beliebt (Stadtschlofs in Potsdam, Caput, Schwedt, früher auch in Charlottenburg). Diesen Schlössern fehlt fast nie ein grofser Pracht- und Repräsentationsaal, wie solche sich zu Pförten, Lieberose, Alt-Döbern, Sonnewalde, Rheinsberg und in den Königlichen Schlössern zu Potsdam finden, Letztere stehen in der Regel noch mit mehren, reicher ausgestatteten Gesellschaftsräumen in Verbindung. Zu den Festräumen gehört zuweilen auch noch ein Theater (Rheinsberg, Charlottenburg, Neue Palais, ehemals auch im Stadtschlosse zu Potsdam). Zuweilen sind auch Schlofskapellen angeordnet, wie z. B. in Charlottenburg und ehemals im Stadtschlosse zu Potsdam. Im XIX. Jahrhundert endlich wurden die Schlöfser auf dem Lande ähnlich wie die städtischen Paläste behandelt (Tamsel, Buckow, Tegel), oder als reichere Gruppenbauten mit Vorliebe im englisch-gothischen Stil ausgebildet (Babelsberg, Boytzenburg).

Neben diesen grofsartigen Herrensitzen des »beschlofsten« Adels entstanden im Laufe des XVIII. Jahrhunderts in gröfserer Anzahl auch die Herrenhäuser des »unbeschlofsten« Adels auf den Rittergütern in Form von lang gestreckten, ein oder zweigeschossigen Gebäuden mit hohen Mansardedächern, welche meist ganz einfach, ohne architektonischen Schmuck behandelt sind (Machnow, Frehne).

Von hervorragender Bedeutung sind die Schlofsbauten der Könige. Die stets wachsende Macht des preufsischen Staates erforderte nach und nach einen immer gröfseren Aufwand in den Königlichen Hofhaltungen. Der prachtliebende König Friedrich I. liefs das Stadtschlofs zu Berlin seit 1698 durch den grofsen Schlüter*) und dessen Nachfolger Eosander von Göthe einheitlich umgestalten und zu einem der grofsartigsten Königsschlösser erweitern, baute auch die Schlösser Charlottenburg und Nieder-Schönhausen. Gleichzeitig und besonders später unter König Friedrich II., welcher schon als Kronprinz ein reizvoll angelegtes Schlofs zu Rheinsberg sich erbaut hatte, wurde das Stadtschlofs zu Potsdam durch Knobelsdorf**) umgebaut und namentlich im Innern auf das reichste und prachtvollste ausgestattet. Daneben erbaute König Friedrich II., nach eigenem Entwurf, auf der oberen Terrasse seines Weinberges sich einen Sommersitz in Form eines langen, einstöckigen Flügels mit niedriger Kuppel auf den Mittelbau, Schlofs Sanssouci, und machte hiermit den Anfang zu der gänzlichen Umgestaltung der Umgebung

*) v. Klöden, Andreas Schlüter, S. 116 ff.
F. Adler, Andreas Schlüter, Vortrag S. 5.

**) Über denselben siehe: W. v. Knobelsdorff, Zur Geschichte der Familie Knobelsdorff, Heft V.

von Potsdam, welche nach und nach zu einem der anziehendsten Punkte Deutschlands umgeschaffen wurde. Später erbaute er mit vielem Aufwande im grofsartigsten Mafsstabe das Neue Palais. Sein Nachfolger, König Friedrich Wilhelm II. fügte dann noch das schön am Heiligen See gelegene Marmorpalais hinzu und begann die Umgestaltung der Pfaueninsel. — Eine reiche Bauthätigkeit entfaltete König Friedrich Wilhelm IV.*) Schon als Kronprinz hatte er in Gemeinschaft mit Schinkel, angeregt durch die berühmte Beschreibung der beiden Villen des Plinius, den Plan zu einem Landhause in antikem Stil ausgearbeitet. Auf einem ursprünglich ungünstigen Terrain, und trotz der bescheidenen Mittel des Kronprinzen, wurde in dem durch den Adel echt hellenischer Architekturformen ausgezeichneten Landhause Charlottenhof, in Verbindung mit dem Gärtnerhause, den römischen Bädern und kleineren Nebenbauten, unter geschickter Benutzung vorhandener Wasserzüge, Anlegung von Wasserbecken und Terrassen eine höchst originelle und poesievolle Anlage geschaffen, bei welcher Architektur und Gartenkunst sich gegenseitig auf das glücklichste ergänzen. Weiter als die Mittel des Kronprinzen reichten, beschäftigten ihn Bauprojekte, deren Ausführung in dem geplanten Umfange vielleicht auch nicht immer beabsichtet war**), wie z. B. das von Schinkel weiter ausgeführte Projekt zu einem Schlosse auf dem Tornow und mehre andere, welche mit freierer Benutzung eines bestimmten Terrains, in der Regel bei Potsdam entworfen wurden.

Nach seinem Regierungsantritt war des Königs Bestreben dahin gerichtet, die einzelnen Schöpfungen Friedrich II. in Sanssouci durch verbindende Anlagen zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen und durch Erweiterungen schliefslich die ganze Insel Potsdam zu einer durch künstlerische Schöpfungen bereicherten Landschaft zu gestalten. Doch gelangten von den weitgehenden Plänen nur einige zur Ausführung. Zunächst bedurfte das Schlofs Sanssouci einer Erweiterung für die Königliche Hofhaltung, zu welchem Zwecke zwei Seitenflügel angebaut wurden. Sodann beabsichtigte der König eine schönere Auffahrt zum Schlosse herzustellen, welche von dem Triumphthore am Mühlenberge beginnend, an dem Weinbergshause und einem nach antiker Weise in den Berg eingeschnittenen Theater vorüber, auf die Höhe des Berges führen und mit einem die alte Strafse überbrückenden Viadukt vor Sanssouci enden sollte. Die schon begonnene Ausführung derselben wurde jedoch wieder eingestellt. Zur Aufnahme fürstlicher Gäste waren in der Nähe des Schlosses Räumlichkeiten erforderlich. Solche wurden in Verbindung mit dem Rafaelsaal und der neuen Orangerie, als eine freie Nachbildung der Uffizien zu Florenz hergestellt und mit Terrassen und Gartenanlagen geschmückt. Ferner wurde das Paradiesgärtl mit dem Atrium angelegt, ein Teil des Vorwerks von Bornstedt in die Gartenanlagen eingefügt, die Gutsgebäude desselben im Sinne

*) Kopisch, die kgl. Schlösser und Gärten.

A. Stüler, Über die Wirksamkeit Königs Friedrich Wilhelm IV. auf dem Gebiete der bildenden Künste. (Berlin 1861.)

Woltmann, Baugeschichte Berlins, Seite 200 ff.

**) Von den zahlreichen Handzeichnungen des Königs, zum Teil ideale architektonische und landschaftliche Kompositionen, ist in Auswahl mittels Photolithographie vervielfältigt worden. Über dieselben siehe Deutsche Monatshefte, Jahrg. I, Bd. 1, S. 273 ff. und Westermanns Monatshefte 1867, S. 100—104.

italienischer Landhäuser umgebaut und alle einzelnen Anlagen durch Alleeen und mit Kunstwerken reich ausgestattete Gärten unter-einander verbunden. Andere schon bestehende Gebäude wurden, besonders durch Persius, umgebaut und ihrer Umgebung angepafst, wie die Gärtner- und Kastellanhäuser, das Kabinetshaus u. a. Zur Belebung und Erhaltung der vielfach auf dürrem Boden geschaffenen Gärten liefs der König schon in seinem ersten Regierungsjahre die Ausführung der, von Friedrich II. vergebens versuchten Wasserwerke in Angriff nehmen, das Maschinenhaus an der Havel erbauen, das Wasserreservoir auf dem Ruinenberge wieder herstellen, den Dekorationsbauten daselbst einen Aussichtsturm hinzufügen und eine grofse Zahl von Fontainen auf den Terrassen und in den Gärten anlegen. Auf entfernter gelegenen Terrains der Insel Potsdam wurden die Jägerhäuser und das bayerische Haus im Wildpark, die Villa in Lindstädt, die Fasanerie-Gebäude, die Meierei, die Schwanenbrücke im Neuen Garten und ein Teil der grofsartig geplanten Anlagen auf dem Pfingstberge bei Sanssouci ausgeführt.

Auch auf die Privatbauthätigkeit in der Umgegend von Potsdam waren das auf Veredelung alles Praktischen gerichtete Bestreben des Königs und die geeignete Verwendung von Unterstützungsgeldern aus dem Immediatbaufond von grofsem Einflufs.

VIII. Dekoration und Ausstattung der Wohnhäuser.

Von der innern Dekoration der ältern Bauernhäuser, welche in der Mark wohl nur sehr spärlich vorhanden gewesen sein dürfte, ist nichts erhalten, da diese Häuser aus Holz gebaut und daher der Zerstörung durch Feuer vielfach ausgesetzt waren. Von Gegenständen der inneren Ausstattung aus älterer Zeit, Öfen, Möbeln und Hausgerät, ist in einigen Gegenden, wie im Spreewalde und auch sonst zerstreut an einzelnen Orten, noch mancherlei vorhanden. — Auch von der innern Dekoration und Ausstattung der älteren Bürgerhäuser ist wenig erhalten (Beeskow). In neuerer Zeit schliefst sie sich im allgemeinen denen der Schlösser und Herrensitze, jedoch in reduzierten Formen an. — Die innere Dekoration und Ausstattung der Herrensitze ist, aufser in den Königlichen Schlössern, nur selten noch in der ursprünglichen Weise vorhanden, teils weil das geänderte Bedürfnis der Bewohner oder Schadhaftigkeit zum Wechsel nötigten, teils auch weil die Schlösser zu anderen, kommunalen oder privaten Zwecken verwendet wurden.

Von Dekorationen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert finden sich nur geringe Reste, z. B. Stuckdekorationen aus dem XVI. Jahrhundert im älteren Schlosse zu Sorau, einige dem Barockstil angehörende Stuckplafonds im Schlosse zu Caput und im Schlosse zu Köpenick. Vollständige Dekorationen und Ausstattungen aus dem XVIII. Jahrhundert, besonders aus der Zeit Königs Friedrich II. dagegen sind in den Schlössern zu Rheinsberg, Potsdam und Charlottenburg noch mehrfach erhalten. Letztere sind im Rococostil durchgebildet, zum Teil unter dem Einflusse von Knobelsdorff in strengerem architektonischem Rahmen, zum Teil in dem scheinbar willkürlich-phantastischem Schnörkelwerk, gemischt mit Nachahmungen natür-

licher Blumen, aber stets mit grofsem dekorativem Geschick, in den besten Materialien vortrefflich ausgeführt. Von neueren Anlagen sind einige von Schinkel (Buckow, Charlottenhof, Pavillon Friedrich Wilhelm III. im Park zu Charlottenburg, Tegel), andere (Babelsberg, Orangerie Friedrich Wilhelm IV.), von seinen Nachfolgern einheitlich dekoriert und ausgestattet worden.

Im Einzelnen ist zu bemerken:

Von plastischen Dekorationen sind, neben den oben schon genannten älteren Stuckarbeiten im Renaissance- und Barockstil, solche besonders aus dem XVIII. Jahrhundert im Rococostil erhalten. Sehr schön ist ein überwölbtes, in Stuck dekoriertes Gemach im Schlosse zu Pförten, scheinbar nur ein Rest der ehemaligen reichen Ausstattung. Andere gleichzeitige finden sich in Alt-Döbern und Rheinsberg. Mit ganz besonderer Feinheit, grofsem Reichtum und mit unerschöpflicher Phantasie in den Einzelformen sind die Dekorationen in den Schlössern zu Potsdam und Charlottenburg ausgeführt. Die architektonischen Gliederungen sind in der Regel aus Marmor, die Fufsböden mit Parquet oder mit Marmor in Platten oder Mosaik, die Wände mit Vertäfelung überzogen (boisiert) oder mit Spiegeln in geschnitzten Umrahmungen bekleidet. Wände und Decken aber sind aufserdem mit reichstem plastischem Schmuck an Ornamenten oder Figuren, aus Stuck- oder Holzschnitzwerk, vergoldet oder farbig bemalt, auch wohl in Bronze gegossen oder getrieben, überzogen. Auch die Umrahmungen und Füllungen der Thüren sind zuweilen (Charlottenburg) geschnitzt. Eine in Rococoformen geschnitzte Wandvertäfelung hat sich auch im Schlosse zu Dahme noch erhalten; ähnliches im Schlosse zu Alt-Döbern. Für Gartenhallen, Grotten und Terrassenmauern waren besonders Dekorationen aus farbigen Muscheln, schön gebildeten Kristallen und ähnlichen Naturgebilden beliebt, welche mit Glasblumen, Ornamenten aus Stuck und Marmor zu mannichfachen Mustern an Wänden und Decken zusammengesetzt wurden. Das grofsartigste Beispiel dieser Art ist der Gartensaal im Neuen Palais bei Potsdam. Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts wurde dieser Reichtum an plastischen Formen bei den Innendekorationen verdrängt durch jene nach Klassicität strebende Nüchternheit, welche den Geist und Adel ihrer Vorbilder nicht erkannte, viel weniger wiederzugeben vermochte. Erst Schinkel führte wieder zum Verständnis der klassischen Formen und sah, wie bei der Ausbildung der Façaden, auch bei den Innenräumen auf edle Verhältnisse, klare Gliederung und mafsvolle Verwendung dekorativen Schmuckes, welchen er gern in ein architektonisches Gerüst einfügte. Daher sind, wenigstens bei gröfseren Räumen, die Wände durch Pfeiler und Säulen gegliedert (Konzertsaal im Schauspielhause zu Berlin), mit Architrav, Fries und Gesimsen abgeschlossen und die Decken in Kasetten geteilt. Bei kleineren Räumen beschränkte er den plastischen Schmuck auf das geringste Mafs, einen Fries mit Gesimse als obern Abschlufs der Wand, oder eine Deckenteilung und liefs statt dessen der dekorativen Malerei mehr Raum.

Von Wand- und Decken-Malereien sind erhalten aus dem XVI. Jahrhundert anscheinend bedeutende Reste unter der jetzigen Tünche im grofsen Saale (jetzt Kornboden) des ehemaligen bischöflichen Schlosses zu Beeskow, aus dem XVII. Jahrhundert ein noch wohlerhaltener Figuren-, Laub- und Frucht-Fries, sowie eine mit Fruchtschnüren bemalte Balkendecke, auch bemalte Thüren

im Schlosse zu Sonnewalde, die Plafondgemälde in den Schlössern Caput und Köpenick und sonst. Aus der Zeit Königs Friedrich II., auch schon vor seinem Regierungsantritte, finden sich Deckengemälde, dem Geiste der Zeit entsprechend meist allegorische oder mythologische Darstellungen, Sopraporten (Landschaften, Architekturbilder, Stillleben etc.), Wandgemälde, Darstellungen geschichtlichen oder mythologischen Inhaltes, auch Konversationsstücke, Schäferspiele, Landschaften mit Staffage etc., gemalt von Dubois, Dubuisson, Antoine Pesne, Bernhard Rode u. a., in seinen Schlössern zu Rheinsberg und Potsdam; sodann Reste dekorativer Wandmalerei im Treppenhause des Schlosses zu Pförten und jene reizvollen Wandgemälde im Rococostil, welche mehre Räume des Schlosses zu Alt-Döbern schmükken. Aus der Zeit Königs Friedrich Wilhelm II. sind zu bemerken die Fresken im Marmorpalais zu Potsdam und mehre Gemälde in den Plafonds des Schlosses auf der Pfauen-Insel u. a. Eigentümlich ist das etruskische Zimmer im Stadtschlofs zu Potsdam, welches, mit Holzvertäfelung bekleidet und mit Malereien nach Art etruskischer Vasen dekoriert ist. In der folgenden Zeit verschwindet die dekorative Malerei fast gänzlich. In den Königl. Schlössern zu Potsdam finden sich nur wenige Plafonds von Frisch, Harder u. a. gemalt, Werke ohne Bedeutung. Erst durch Schinkel*) gelangte die Malerei, als Schwesterkunst der Architektur, zu voller Geltung, und zwar in einer Weise, wie sie es zuvor im Norden nicht gewesen ist. Er führte vor Allem, neben den dekorativen Wandgemälden, jene gemalten Wand- und Deckendekorationen ein, welche in spielenden Architekturformen und Ornamenten einzelne Figuren einschliefsen, zu welchem ihm eingehendes Studium der grofsen Schöpfungen italienischer Meister aus der Zeit der Renaissance und der in Italien erhaltenen Reste antik-römischer Kunst, Anregung und Vorbilder gaben. Einer seiner frühesten Versuche ist die Dekoration der Gartenhalle im Schlosse zu Buckow, welche noch die schweren, massigen Formen der Schule des Gilly zeigt. Andere Dekorationen von ihm aus späterer Zeit sind, aufser in den Königl. Schlössern und in einigen Privathäusern zu Berlin, ausgeführt im Schlosse zu Charlottenhof, im Pavillon Friedrich Wilhelm III. im Park zu Charlottenburg und im Schlosse zu Tegel.

Neben den soeben geschilderten Dekorationsmitteln wurden zum Schmuck der Wände auch Gobelins (auch solche aus der Vigneschen Fabrik**) zu Berlin u. a. nach Cartons von Vanloo gefertigt), in Charlottenburg, im Stadtschlosse und Neuen Palais zu Potsdam, in Rheinsberg, Pförten und sonst verwendet, auch wohl seidene Tapeten und solche aus geprefstem Leder (Schwedt). Am Anfange des XIX. Jahrhunderts kamen auch Tapeten aus bedrucktem Kattun, und später solche aus Papier in Anwendung.

Aus dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts sind einige mit weifsen, blau bemalten holländischen Fliesen bekleidete Räume in Caput, Schwedt und im Stadtschlosse zu Potsdam erhalten.

---

*) Schinkels Dekoration innerer Räume, herausgegeben von Gropius.

**) In Berlin gründete 1680 Jaques Mercier mit Staatsunterstützung eine Gobelin-Manufaktur, aus welcher z. B. die Tapeten mit den Darstellungen der Thaten des grofsen Kurfürsten, jetzt im Hohenzollern-Museum zu Berlin und andere im Schlosse Charlottenburg und im Stadtschlosse zu Potsdam hervorgegangen sind. Diese Fabrik bestand noch im Jahre 1784.

Zur Erheizung der Zimmer waren in vornehmen Häusern Kaminfeuerungen üblich. Die Kamine sind stets zu einem Schmuck der Räume ausgebildet worden. Sie sind meistens aus Marmor von verschiedener Färbung, aus Italien fertig bezogen, mit plastischem Schmuck, zuweilen aus Bronze, ausgestattet, und zum Aufstellen von Kunstgegenständen eingerichtet. Über ihnen ist gewöhnlich ein grofses Gemälde oder ein Spiegel angebracht.

Öfen aus älterer Zeit sind sehr selten und finden sich auch nur in einfacherer Ausbildung, z. B. in Sakristeien und Logen der Kirchen. (Sallgast.) Häufiger sind moderne Nachbildungen solcher aus Süddeutschland bezogen. Öfen mit einem Feuerraum aus gufseisernen Platten, welche dekorative, landschaftliche, auch figürliche Reliefs und Wappen zeigen, finden sich z. B. in Dobriluck, Dahnsdorf, Sonnewalde und im märkischen Museum zu Berlin. Einige Öfen in den bewegten Formen des Rococo finden sich in Rheinsberg, Schwedt, im Bibliothekzimmer Friedrich II. im Neuen Palais bei Potsdam; moderne Nachbildungen solcher im Stadtschlosse zu Potsdam.

Von kunstvollen Möbeln profaner Bestimmung aus dem Mittelalter ist, aufser einem grofsen Schrank im Schlosse Babelsberg und einer geschnitzten Truhe im Flatower Turm daselbst, wenig vorhanden. Häufiger dagegen finden sich, namentlich in den Königlichen Schlössern und zu Klein-Glienicke, die zum Teil mit Holzschnitzerei reich ausgestatteten Schränke, Tische, Stühle, Truhen, Spiegel- und Bildrahmen und ähnliches aus der Spätrenaissance, darunter besonders solche in holländischem Geschmack (Lieberose, Königs-Wusterhausen). Auch kommen italienische Arbeiten mit kunstvollen Einlagen farbiger Steinarten und Hölzer mehrfach vor. Zahlreich vorhanden sind Möbel aus der Rococozeit, darunter viele Prachtstücke mit reichen Schnitzereien oder mit verschiedenfarbigen Einlagen von Holz, Stein, Metall und Schildpatt (Boule), auch ganz aus Silber oder vergoldeter Bronze gefertigte oder mit Bronzegufs belegte Möbel, dann Tischplatten aus wertvollen Steinen oder mit kunstvollen Mosaiken, alles in gefälligen Formen, reichen Farben und in technisch vollendeter Ausführung. Mit Vorliebe wurden auch Tischplatten aus Steinen, welche in den römischen Ruinen gefunden waren, verwendet. Besonders beliebt sind Uhrgehäuse in Boulearbeit, mit vergoldetem Bronzeornament belegt. — Am Ende des XVIII. und Anfange des XIX. Jahrhunderts wurden die nüchternen Formen der dekorativen Künste auch auf die Möbel übertragen, wie sich solche in einigen Zimmern der Kgl. Schlösser zu Potsdam und Charlottenburg, auf der Pfaueninsel und in Paretz erhalten haben. Sie zeigen neben der Nüchternheit der Formen vielfach auch äufserste Sparsamkeit in Arbeit und Material. Auch auf diesem Gebiete ging Schinkel neu gestaltend voran. Einige nach seinen Entwürfen gefertigte Möbel*), Tische, Stühle, Schreibtische u. a. finden sich in Charlottenhof und im Lustschlosse zu Klein-Glienicke. — Zu den Möbeln gehören auch die Hängeleuchter. Dergleichen aus dem XVI. Jahrhundert, bestehend aus einem Hirschgeweih und einer in Holz geschnitzten Figur, wie sie bei der kirchlichen Kunst näher besprochen sind, finden sich in Königs-Wusterhausen, im Schlosse Grunewald, in der Gymnasialsammlung zu Guben und in der Rüstkammer zu

*) Schinkel, Sammlung von Möbel-Entwürfen, herausgegeben von Lohde.

Bernau. Schmiedeeiserne Kronleuchter aus dem XVII. Jahrhundert sind zu erwähnen im Schlosse Königs-Wusterhausen und ein ungewöhnlich grofser, überaus reich und kunstvoll gearbeiteter und vergoldeter, aus dem XVIII. Jahrhundert im Marmorsaale des Stadtschlosses zu Potsdam. Auch Kronleuchter aus Messing, ähnlich jenen in Kirchen, kommen zuweilen in Schlössern vor. Am häufigsten sind jedoch jene aus geblasenem oder geschliffenem Glase, oder auch aus Porzellan. Gewöhnlich gehören zu den Hängeleuchtern entsprechende Wandarmleuchter. Auch einige Standleuchter sind zu erwähnen, z. B. ein Paar aus Bronzegufs in Rococoformen im Neuen Palais bei Potsdam.

Die Töpferei ist in der Provinz Brandenburg in alter Zeit zu keiner künstlerischen Ausbildung gelangt. Die Produktion scheint sich auf einfache Gegenstände des gewöhnlichen Gebrauches beschränkt und nur ausnahmsweise den Versuch künstlerischer Behandlung gemacht zu haben. Zu Arbeiten letzterer Art gehört die Taufschüssel zu Alt-Krüssow. Dagegen sind reich dekorierte Töpferwaren aller Art, besonders Trinkgeräte und Schüsseln vom Rhein und aus Süddeutschland, auch Majoliken aus Italien zahlreich importiert worden, und in Haushaltungen, bei Sammlern und im märkischen Museum noch erhalten. — Zu erwähnen ist hier auch eine Sammlung antiker bemalter Thongefäfse im Besitze des Prinzen Karl zu Klein-Glienicke.

Das Porzellan wurde von den Holländern seit dem XVI. Jahrhundert aus China eingeführt, später in Holland, namentlich zu Delft, als Faience imitiert. Dieses Fabrikat gewann eine weite Verbreitung, bis schliefslich, am Anfange des XVIII. Jahrhunderts, das wirkliche Porzellan in Deutschland erfunden und seit 1751 in der vom Könige gekauften Manufaktur zu Berlin gefertigt wurde. Es wurde seines feinen Materials, seiner eleganten Formen und seiner reichen Dekoration wegen bald ein begehrter Luxusartikel der Vornehmen, wurde vorzugsweise als Tafelgeschirr benutzt, fand aber in grofsen Pracht-Vasen, Schüsseln, Tellern, Tassen, Figuren und Nippes auch Verwendung zum Schmucke der Wohnungen, wurde von Fürsten mit Vorliebe zu Ehrengeschenken verwendet und war stets eine Liebhaberei von Sammlern. König Friedrich I. hatte im Schlosse Oranienburg ein reiches Porzellankabinet eingerichtet und Königin Sophie Dorothea, Gemahlin Friedrich Wilhelm I., im Schlosse Monbijou eine grofse Sammlung von Porzellan verschiedener Fabriken aufgestellt. Im Schlosse Charlottenburg ist noch jetzt ein grofses Zimmer mit vielen hundert Stücken Porzellan und Faience so dekoriert, dafs die Wände bis zur Decke vollständig damit belegt und gröfsere Prachtstücke frei aufgestellt sind. Doch auch zu andern Gegenständen, Bilder- und Spiegelrahmen, Tischplatten, Einlagen in Möbeln, Uhrgehäusen, Kronleuchtern u. a. wurde Porzellan verwendet. Besonders reich ausgestattet mit Porzellan und Faience sind das Neue Palais bei Potsdam, das Lustschlofs zu Klein-Glienicke, die Schlösser Charlottenburg und Monbijou in Berlin; aber auch in den Jagdschlössern Stern und Königs-Wusterhausen und in andern Schlössern findet sich dergleichen. Japanische und chinesische Porzellane, auch emaillierte, sind zahlreich in der Sammlung des Prinzen Karl zu Klein-Glienicke; moderne Porzellane aus europäischen Fabriken mit feinen Malereien, aufser in den Schlössern, auch im bayerischen Hause im Wildpark bei Potsdam, im Pavillon Friedrich Wilhelm III.

im Park zu Charlottenburg, auch sonst vielfach in Privatbesitz. Ein in Meifsen gefertigtes und einheitlich dekoriertes Prachtservice von vielen hundert Stücken, in einer Ausstattung, wie es kaum sonst noch wieder gefertigt sein dürfte, ist im Besitze des Grafen Brühl auf Pförten.

Einer ähnlichen Beliebtheit, wie das Porzellan, erfreuten, sich im XVIII. Jahrhundert feinere Glaswaren. Schon zur Zeit des grofsen Kurfürsten fertigte Kunkel auf der Pfaueninsel bei Potsdam das schöne Rubinglas. Neben der ausgedehnten Anwendung von Spiegeln, welche auch kunstvoll geschliffen wurden, kommen in der Ausstattung der Wohnung namentlich Kronleuchter aus Krystallglas in vielfachen Formen zur Verwendung; aber auch Sammlungen geschliffener oder bemalter, namentlich auch kunstvoll geblasener, venetianischer Gläser finden sich z. B. im Speisesaal des Schlosses Babelsberg und im Flatower Turme ebendaselbst; einiges auch im Herrenhause zu Radensleben und anderweitig.

Eine dekorative Verwendung des Schmiedeeisens in Wohnungen ist nicht häufig mehr erhalten. Einige Fenstergitter, z. B. in Schlofs Eisenhardt, Oberlichtgitter, Thürbeschläge und Treppengeländer an Privathäusern in Frankfurt, Sorau, einige Kaminschirme in Rococoformen in den Schlössern zu Potsdam, ein sehr zierlich gearbeiteter Dreifufs mit Räucherbecken im Speisesaal des Schlosses Babelsberg und die oben schon erwähnten Kronleuchter sind die wichtigsten Arbeiten der Art.

Unter den älteren plastischen Kunstwerken, welche von kunstliebenden Fürsten und andern Sammlern gekauft und zur Dekoration ihrer Schlösser und Gärten verwendet wurden, sind besonders die von König Friedrich II. bewirkten Ankäufe antiker Marmorwerke, Statuen und Büsten, hervorzuheben. Schon 1742 kaufte der König um 90 000 Livres (22 500 Thaler) die grofse (300 Marmorwerke) und wertvolle Sammlung des in Paris verstorbenen Kardinals Polignac. Anderes kam aus den Sammlungen des Prinzen Eugen (betender Knabe aus Bronze), des Kardinals Passionei, des Kunsthändlers Cavaceppi u. a. Mehr als hundert Marmorwerke erbte er auch von seiner Schwester, der Markgräfin von Bayreuth. Alle diese Skulpturen waren ehemals in den Schlössern, Galerien und Gärten zu Sanssouci und Charlottenburg zur Dekoration verwendet, befinden sich jetzt aber meist im Königl. Museum und sind an ihren ehemaligen Stellen zum Teil durch Kopieen ersetzt. Bemerkenswert ist ferner die an ausgezeichneten Originalwerken antiker Plastik, Reliefs und Statuen und Abgüssen berühmter antiker Originalwerke aus Rom reiche Sammlung des Ministers Wilhelm von Humboldt, welche er in dem für ihn von Schinkel erbauten und in ächt antikem Geiste ausgestatteten Schlosse Tegel aufstellte. Viele von König Friedrich Wilhelm IV. zum Teil auf seinen Reisen in Italien erworbenen, figürlichen und ornamentalen antiken Kunstwerke befinden sich in Sanssouci und Charlottenhof. Reich an kleineren plastischen Werken und dekorativen Architekturteilen ist die Sammlung des Prinzen Karl zu Klein-Glienicke. — Von plastischen Werken aus dem XVI. Jahrhundert wäre nur das auf den Bau des Jagdschlosses Grunewald bezügliche, im Jagdschlosse selbst angebrachte Relief zu erwähnen. Die kriegerischen Verhältnisse des XVII. Jahrhunderts waren der Kunstpflege nicht günstig. Die Aufträge an Bildhauer beschränkten sich lediglich auf Anfertigung von Grabmälern und Epitaphien. Erst gegen Ende dieses Jahrhunderts, als in den Hofhaltungen mehr

Pracht entfaltet wurde, zog man auch die plastische Kunst wieder zum Schmuck der Schlösser heran. Kurfürst Friedrich Wilhelm nahm viele holländische Künstler in seinen Dienst, darunter die Bildhauer Eggers und Larson. Im Jahre 1694 begann sodann der grofse Schlüter seine Thätigkeit im kurfürstlichen Dienste mit der Ausschmückung des grofsen Marmorsaales im Stadtschlosse zu Potsdam. Das prächtige Hauptgesims mit dem reichen Figurenschmuck ist sein erstes Werk in Brandenburg. Bald entfaltete er eine reiche Thätigkeit als Architekt und Bildhauer in Berlin beim Bau und der Ausschmückung des Kgl. Schlosses, des Zeughauses und vieler Privatgebäude, sowie namentlich bei seinem Hauptwerk, dem Standbilde des grofsen Kurfürsten. Er hinterliefs eine Anzahl künstlerisch und technisch wohl ausgebildeter Schüler. (Johann Georg Glume, † 1765, Johann August Nahl u. a.) Von König Friedrich II. wurden die bildenden Künste in hervorragendster Weise zum Schmuck seiner Schlösser in Rheinsberg, Potsdam und Charlottenburg herangezogen. Nicht nur die Façaden liebte er mit Statuen zu schmücken, wie beim Neuen Palais, »gleichsam als wolle man Jahrmarkt damit halten« (Manger), sondern auch die Prachträume seiner Schlösser, ganz besonders aber seine Gärten belebte er mit plastischem Schmuck. Er erwarb, wie schon erwähnt, soweit er Gelegenheit fand, antike Statuen, liefs Kopieen nach Antiken fertigen, beauftragte auswärtige Bildhauer in Paris (Adam d. Ält., Pigalle), Italien etc. mit der Ausführung von Statuen, mythologische oder allegorische Darstellungen, zog fremde Künstler (Adam d. J., Tassaërt) an seinen Hof und unterhielt eine ganze Reihe von Bildhauern, Modelleuren, Erzgiefsern etc. Die Marmorstatuen von Pigalle und den Gebrüdern Adam im Schlosse, auf der obern Terrasse und am grofsen Fontänenbecken zu Sanssouci, die prachtvolle Marmorvase, ferner zwei Sphinxe aus Marmor von Ebenhecht im Parke daselbst, viele Statuen, Giebelbekrönungen etc. von Glume dem Ältern und Giese sind zum Teil Bildwerke von Bedeutung. Andere aus Blei gefertigte und vergoldete Statuen von denselben Künstlern, besonders von Ebenhecht, sind leider zu Grunde gegangen. Vortreffliche Arbeiten älterer und neuerer Bildhauer stellte König Friedrich II. auch in seiner Bildergalerie auf. Die vielen dekorativen Reliefs, Trophäen, Vasen an den Façaden, den figürlichen Schmuck auf den Hauptgesimsen der Prachtsäle fertigten Nahl, Glume der Ältere und Jüngere, Mark, Sartori, Gebr. Ränz, Wohler u. a. Die in Kupfer getriebenen Figuren sind von Jury. — Aus der oranischen Erbschaft Königs Friedrich I. sind mehre Werke niederländischer Bildhauer nach Potsdam gekommen, Porträtstatuen oranischer Prinzen von Quellinus u. a. im Stadtschlosse und Büsten im Park von Sanssouci, ferner die Venus von Papenhoven. Mehre von Dresdner Bildhauern des XVIII. Jahrhunderts, z. B. Klipfel, gefertigte Statuen befinden sich im Parke zu Alt-Döbern. Während des Königs Friedrich Wilhelm II. kurzer Regierungszeit fanden die Bildhauer beim Bau des Marmorpalais Beschäftigung; es finden sich daselbst Statuen und Büsten von Tassaërt, Trippel, Reliefs von Schadow. Letzterer führte auch unter König Fr. Wilhelm III. die in den Schlössern zu Potsdam und Charlottenburg befindlichen Porträts der Königl. Familie aus, z. B. König Friedrich II. mit seinen Hunden, die Königin Luise mit ihrer Schwester etc. Porträtbüsten wurden mehrfach von Tieck und Rauch gefertigt. Ebendaselbst befinden sich auch Nachbildungen in Bronze der bekannten von Rauch modellierten

Viktorien. Skulpturen in Marmor von Thorwaldsen und Rauch stehen im Schlosse zu Tegel, darunter auch das Originalexemplar der Spes von Thorwaldsen. Sehr zahlreich und mannigfaltig sind die plastischen Kunstwerke, mit denen König Friedrich Wilhelm IV. seine Schlösser schmückte. Schon als Kronprinz liefs er unter anderm, durch Kiss nach Schinkels Zeichnung, die schöne Fontäne im Vestibule seines Landhauses Charlottenhof und die kleine Siegesgöttin auf der Biga im Theesalon ebendaselbst, beide in Bronze, die Büste seines Architekten Schinkel durch Rauch in Marmor ausführen. Nachdem er zur Regierung gekommen, erwarb er viele Porträtbüsten befreundeter Fürsten, Künstler und Gelehrten von Rauch, dessen Schülern und fremden Künstlern, Porträtstatuetten, z. B. Wilhelm und Alexander von Humboldt von Drake etc. Eine bedeutende Anzahl Bildwerke von deutschen, zu seiner Zeit in Rom lebenden Bildhauern hat König Friedrich Wilhelm IV. für die Façaden seines gröfsten Baues, die Orangerie zu Sanssouci, anfertigen lassen und zur Ausstattung der Räume desselben erworben. Hier finden sich Werke von Emil Wolf, Ed. Meyer, Stützel, Woltreck, Spindler, A. Fischer, Vofs, Imhof, Troschel, Heidel, Franz, Steinhäuser, Berghes, Cauer, Moriz Schulz, Piel, Wredow, Schievelbein, Wichmann, Bläser, Hassenpflug, u. a. Aber auch in den anderen von ihm bewohnten Schlössern und in den Gärten finden sich solche Originalwerke, z. B. im Marly-Garten Werke von Wichmann u. a. auf der Pfaueninsel die Statuette der Schauspielerin Rachel von Afinger, im Garten zu Sanssouci Werke von Thorwaldsen, Rauch, Drake, Franz, Koch u. a. Hier fand auch eine in Carrara gefertigte verkleinerte Kopie von Rauchs Reiterstatue Friedrich des Grofsen Aufstellung. Aufserdem sind dort viele auf des Königs Veranlassung gefertigte Kopieen antiker Statuen und Vasen in Bronze, Zink und Marmor aufgestellt. Auch die Fontänen in Sanssouci liefs der König reichlich mit plastischem Schmuck ausstatten, zum Teil nach älteren Vorbildern, wie z. B. die Rofsfontäne der Villa Borghese zu Rom. Im Garten des Prinzen Karl zu Klein-Glienicke befinden sich, neben antiken Originalwerken, auch viele Kopieen nach solchen; aber auch moderne Bildwerke in Bronze, nach Thorwaldsen, Kiss u. a.

Nachdem die Maler am Anfange des XVI. Jahrhunderts begonnen hatten, profane Gegenstände auf Tafelgemälden darzustellen, wurde es bei den Vornehmen bald Gebrauch, dieselben auch zum Schmuck der Wände in ihren Wohnungen zu verwenden. Ja, fürstliche Personen richteten in ihren Schlössern grofse Säle, besonders zum Zwecke der Aufnahme von Gemälden, sogenannte Bilder-Galerien ein. In der Mark Brandenburg erwachte das Interesse dafür zuerst zur Zeit des Kurfürsten Joachim II. (1535—71).*) Dieser Kurfürst selbst soll zahlreiche Gemälde von Lukas Kranach (deren 8 sich jetzt im Königl. Museum befinden), erworben haben. Kurfürst Friedrich Wilhelm, welcher durch seine Gemahlin Luise Henriette von Nassau-Oranien zu den Niederlanden in nahen Beziehungen stand, berief von dort Künstler aller Art nach Berlin und war nach Kräften bemüht, Werke berühmter Meister zu erwerben. Willem van Honthorst lebte 1650—64 am Berliner Hofe als Porträt- und Historienmaler. Sein Bruder Gerard arbeitete im

*) Das Folgende nach: R. Dohme in den deutschen Monatheften, Jahrgang I, Band I, Seite 284 ff. und Jahrbuch der preufsischen Kunstsammlungen, Bd. IV, Seite 132 ff.

Haag schon seit 1646 für den Kurfürsten, lieferte besonders Porträts.*) Auch liefs der Kurfürst durch seinen Hofmaler Fromenteau und andere Unterhändler in Holland, 1682 in England, 1684 in Danzig, Augsburg u. a. a. O. Gemälde für sich ankaufen. Sein Gesandter beim Reichstag in Regensburg, von Marenholz, hatte den Auftrag, dem Kurfürsten sofort zu melden, wenn Wertvolles und Seltenes verkäuflich vorkomme. Doch wünschte der Kurfürst bei Ankäufen, dafs ihm stets das Recht gewahrt bleibe, das Erworbene zurückgeben zu dürfen, wenn es ihm selbst bei der Besichtigung nicht zusage. Auch für die italienische Malerei fehlte es ihm nicht an Interesse. Er berief italienische Künstler, wie z. B. Giovanni Marini an seinen Hof. Der Maler Romandon, welcher seit 1675 in Berlin ansäfsig war, ging im Auftrage des Kurfürsten nach Italien, um Ankäufe zu machen und mehre berühmte Gemälde, welche im Original nicht zu erlangen waren, zu kopieren. Von Malern, welche aufser den schon genannten in Berlin, oder anderweitig für den kurfürstlichen Hof thätig waren, werden sonst noch genannt: Gonzalo Coques, Wielling, Ellinger, Hamilton, Vaillant, Th. van Thulden und Nason. So war nach und nach eine grofse Anzahl von Gemälden angesammelt worden. Die Aufsicht über dieselben, nötigenfalls auch die Ausbesserung etwaiger Schäden daran, war seit 1665 dem Porträtmaler Mathias, seit 1675 dem Giov. Baratta, dann seit 1689 dem Romandon übertragen. Die Wohnungen des Kurfürsten waren schliefslich so reich mit Kunstwerken ausgestattet, dafs der Italiener Gregor Leti sie aufs höchste rühmen konnte, u. a. sagt: »Grofs ist die Zahl der seltenen Bilder, denn der Kurfürst hat eine grofse Vorliebe für die Malerei und scheut niemals die Kosten beim Zusammenbringen guter Gemälde und im Unterhalten tüchtiger Maler.« Aus alten Verzeichnissen im Kgl. Hofmarschallamt ergiebt sich, dafs 1698 im Stadtschlosse Potsdam 352, im Schlosse Köpenik 92, im Schlosse Oranienburg 353 Gemälde, 1705 im Schlosse Charlottenburg 245 Gemälde vorhanden waren. In den nächsten Jahrzehnten bis 1754, kam dann nach und nach eine gröfsere Anzahl wertvoller Gegenstände aus einigen mit Kunstwerken reich ausgestatteten Schlössern in Holland, welche der König von Preufsen vom Prinzen Heinrich von Nassau-Oranien geerbt hatte, nach Berlin. Aufserdem liefs König Friedrich I. wiederholt gröfsere Ankäufe von Gemälden in Italien machen. König Friedrich Wilhelm I., welcher selbst ein gewisses Talent für die Malerei besafs und sich daher auch mehr als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, für die Kunst interessierte, kaufte vorzugsweise Gemälde der niederländischen Schule. An seinem Hofe liebte man es, die Gemächer mit den Porträts der Zeitgenossen zu schmücken. Es haben sich nicht nur die Porträts aller Mitglieder der Königl. Familie bis zu den entferntesten Zweigen in mannigfacher Auffassung bis heute erhalten, sondern auch jene eines grofsen Teils der Herren und Damen des Hofes. Oft vereinigte dasselbe Zimmer die Bilder der gesamten Königl. Familie, oder es zeigte den König inmitten seiner Generale oder Staatsmänner; selbst die fremden Gesandten und ihre Damen fehlten nicht. Mit König Friedrich II. nahm die Kunstpflege einen bedeutenden Aufschwung. Er teilte nicht die Vorliebe seines Vaters für die niederländischen Kabinetsmaler, sondern erwarb vorzugsweise Meisterwerke der italieni-

*) Er erhielt für ein Brustbild 14—16 Thaler, für ein Kniestück 60 Thaler, für ein Porträt in ganzer Figur 100 Thaler.

schen Schulen, der des Rubens und solche von Watteau und seinen Schülern: Lancret, Pater. Ganz besonders liebte er Konversationsstücke der letzteren, in denen sich die für das XVIII. Jahrhundert charakteristische Freude am Lebensgenufs, welche der König an seinem Hofe zu Rheinsberg zu verwirklichen gesucht hatte, in poetisch gefälliger, reizvoller und lebensfrischer Auffassung, widerspiegelt. Anfangs war Graf Rothenburg sein Agent in Paris. Gelegentlich kauften für ihn auch noch Gotzkowski und Graf Algarotti. Vor allen aber förderte Österreich 1757—77 eine Fülle von Kunstwerken aus Paris, Venedig und Rom nach Berlin. Der König verwendete die Gemälde nicht nur zum Schmuck seiner Schlösser, sondern richtete sich zu Sanssouci auch eine besondere Gemälde-Galerie ein, deren Bau 1756 begann. Unter König Friedrich Wilhelm II. wurden nur einige Bilder von Malern seiner Zeit wie Philipp Hackert, Angelika Kaufmann u. a. erworben. Unter König Friedrich Wilhelm III. wurden bei Gründung des Königl. Museums zu Berlin 348 Gemälde aus den Kgl. Schlössern, gröfstenteils Meisterwerke, für die Bilder-Galerie ausgewählt und dafür 916 Nummern von geringerem Werte aus anderen Sammlungen zurück erstattet. Aber trotzdem sind noch viele hervorragende Werke, namentlich in der Gemäldegalerie zu Sanssouci zurückgeblieben. Die Erwerbungen Königs Friedrich Wilhelm III. und seines Nachfolgers Friedrich Wilhelm IV. waren im Wesentlichen auf die Werke moderner Meister, besonders der Berliner und Düsseldorfer Schulen des XIX. Jahrhunderts, gerichtet. Diese Ankäufe wurden gröfstenteils auf den Kunstausstellungen gemacht und erreichten unter Friedrich Wilhelm IV. die Zahl von über 800 Gemälden, welche in alle Königl. Schlösser verteilt wurden. Aufserdem liefs König Friedrich Wilhelm IV. die bedeutendsten Gemälde Rafaels kopieren und in einem Saale der Orangerie zu Sanssouci vereinigen. Unter den Erwerbungen moderner Gemälde der neuesten Zeit nehmen Schlachtenbilder und Darstellungen von Episoden aus den letzten Kriegen einen hervorragenden Platz ein.

Aufser den Gemälden in den Kgl. Schlössern sind noch jene im Privatbesitze zu erwähnen. Es sind das altflorentinische Gemälde im Herrenhause zu Radensleben und im Lustschlosse zu Klein-Glienicke; aus der altdeutschen Schule im Schlosse zu Sonnenburg. In den meisten Herrenhäusern der Mark finden sich ferner aus den letzten Jahrhunderten viele Familienporträts, darunter Gemälde von Pesne (Radensleben, Lübbenau), Wach (Tegel), Krüger (Caput) und moderne Gemälde anderer Art.

IX. Wehrbauten.

Mit der Verleihung des Stadtrechts an einen Ort wurde im Mittelalter in der Regel auch das Recht der Befestigung erteilt. Diese bestand in der ältesten Zeit aus Wall, Graben und Pallisaden. Eine vollkommenere Befestigung mit massiven Mauern begann in der Mark Brandenburg im allgemeinen erst am Anfange des XIV. Jahrhunderts; an einzelnen Orten wohl auch früher (Wittstock 1244, Prenzlau 1287, Rathenow 1296). Da eine solche Anlage mit grofsen Kosten verknüpft war, wurden den betreffenden Städten vom Landesherrn gewöhnlich zehn »Freijahre« (frei von Abgaben) als Beihilfe gewährt.

Die Befestigung der Städte geschah während des ganzen Mittelalters, ohne dafs man wesentliche Fortschritte machte, nach dem System des römischen Altertums. Der Grund hierfür lag wohl zunächst darin, dafs seit dem Untergange der Römerherrschaft die Kunst des regelrechten Angriffes während einer Belagerung verloren gegangen war. Man kannte im Mittelalter weder den Bau noch die Anwendung jener grofsen Belagerungsmaschinen, welche den Stadtmauern so gefährlich waren, kannte nur den Angriff mit Sturmleitern, welchen die mittelalterlichen Ringmauern mit Türmen, im allgemeinen hinreichenden Widerstand entgegen setzten.

Der wesentlichste Teil einer mittelalterlichen Stadtbefestigung ist die Mauer, welche ringsum die Stadt gezogen wurde. Sie besteht aus Ziegeln oder aus unbehauenen rundlichen Feldsteinen (Gransee, Mohrin, Fürstenwerder), meist aus beiden Materialien in der Weise gemischt, dafs ihr unterer Teil aus Feldsteinen, der obere aus Ziegeln hergestellt ist. Sie hat eine solche Höhe, dafs sie nicht leicht mit Leitern erstiegen werden konnte und eine für ihre Stabilität erforderliche Stärke. Auf der Mauer lief gewöhnlich ein Wehrgang entlang, vorn mit einer massiven Brustmauer mit Schiefsscharten versehen, hinten durch eine Fachwerkkonstruktion abgeschlossen, oben durch ein Dach gegen das Wetter, wie gegen leichtere Wurfgeschosse der Belagerer geschützt. War die Mauer oben für den Wehrgang nicht breit genug, — er mufste so breit sein, dafs zwei sich Begegnende sich darauf ausweichen konnten, auch Raum zur Aufhäufung von Verteidigungsmaterial war — so wurde sie auf der hintern Seite durch Strebepfeiler verstärkt, welche durch Bogen mit einander verbunden waren, oder der Wehrgang teilweise auf Kragsteine gesetzt. Zum Wehrgang gelangte man mittels Leitern, Freitreppen oder durch die Türme. An einzelnen Punkten, da es von Wichtigkeit schien, den Fufs der Mauer bestreichen zu können, besonders über Pforten, liefs man je zwei gröfsere Kragsteine oder aus Ziegeln gemauerte Consolen nach vorne aus der Mauer herausspringen und stellte auf dieselben einen Erker (Pechnase), dessen Fufsboden zwischen den Kragsteinen mit einer Öffnung (Maschiculi) versehen war. Unmittelbar hinter der Mauer, zwischen derselben und den nächsten Häusern, resp. deren Gärten, zog rings um die Stadt sich eine schmale Gasse, welche zu ungehinderter Kommunikation der Besatzung notwendig war.

Um der Mauer, neben der Frontalverteidigung, welche der Wehrgang gestattete, auch eine Flankenverteidigung zu gewähren, versah man dieselbe fast immer (Stadtmauern ohne Mauertürme sind sehr selten) in gewissen Abständen mit Türmen, welche nach vorn und hinten aus der Mauerflucht heraustreten und auf drei Seiten mit Schiefsscharten versehen sind. Sie dienten als Eingang zum Wehrgang, wenn es nötig war, auch als Sperre desselben, denn sie konnten auch als letztes Reduit für die Verteidiger von Nutzen sein, wenn ein Teil der Mauer von den Angreifern erobert war. Die Entfernung der Türme von einander (in der Mark gewöhnlich 40—50 Schritte), ist so abgemessen, dafs kein Teil der Mauer zwischen ihnen vor Geschossen sicher war, hängt also neben der Schufsweite der Pfeile wesentlich von der Richtung des Zuges der Mauer ab. An den ausspringenden Ecken derselben steht gewöhnlich ein gröfserer, oft runder Turm (Fürstenwalde, Beeskow). Die Grundrifsform der Mauertürme ist in der ältern

Zeit vorzugsweise rund, später meist viereckig. Doch pflegte man gröfsere und wichtigere Türme auch später noch rund zu bilden, weil sie dem Breschelegen mehr Widerstand leisteten. Sehr häufig in der Mark sind die jetzt scheinbar halben Türme, Weichhäuser genannt, d. h. solche viereckige (Prenzlau) oder halbrunde (Templin), deren hintere Seite durch Holzkonstruktionen geschlossen war. Ungewöhnlich sind die aufgesattelten niedrigen Türme, wie an der Stadtmauer zu Beeskow. Jeder Turm war durch Balkenlagen in mehre Stockwerke zerlegt, welche durch Leitern mit einander verbunden wurden. Ausnahmsweise sind die einzelnen Stockwerke auch durch Gewölbe bedeckt und durch massive, innerhalb der dicken Mauern gelegene Treppen zu ersteigen. Die Türme standen mit dem Wehrgange in direkter Verbindung. Die Höhe derselben überragte jene der Mauer in alter Zeit um ein beträchtliches. Sie ist jetzt oft nicht mehr die ursprüngliche, weil zur Zeit, als die Geschütze in Gebrauch kamen, die hohen Türme, als den Geschossen zu viel Fläche bietend, zum Teil abgetragen wurden. Die meisten derselben waren wohl mit einem Pyramidendache überdeckt. Einzelne besonders wichtige Türme (Prenzlau, Angermünde, Königsberg, Gransee, Brandenburg, Fürstenwalde), sind mit massiven Kegeln und einem Zinnenkranze versehen.

Die dekorative Ausstattung der Mauer und ihrer Türme beschränkt sich auf ein Minimum. Die Mauern sind aus fortifikatorischen Rücksichten stets ganz glatt, die Türme nur zuweilen mit Nischen und ornamentalen Friesen (Spandau, Brandenburg) versehen. Die architektonische Wirkung derselben beruht im wesentlichen auf den guten Verhältnissen. Zu dem historischen Interesse der Gegenwart an diesen meist ruinenhaften Baulichkeiten kommt das künstlerische, hervorgerufen durch die schönen Farbentöne und die malerische Gruppierung innerhalb ihrer landschaftlichen Umgebung.

Die Gestalt, in welcher die Mauer um die Stadt geführt wurde, hing vorzugsweise von dem vorhandenen Terrain und andern lokalen Verhältnissen ab und ist daher überaus verschiedenartig. Wo man unbehindert war, erstrebte man die Herstellung eines Vierecks (Königsberg).

Rings um die Mauer zog sich ein, wenn irgend erreichbar, mit Wasser gefüllter Graben, welcher in der Mark wohl nur ausnahmsweise und nur an einzelnen Stellen gemauerte Böschungen (Belzig) hatte. Mit Sicherheit ist dieses nicht mehr zu entscheiden, da die meisten Stadtgräben schon im vorigen Jahrhundert eingeebnet sind. Die Erde, welche aus dem Graben genommen wurde, diente zugleich zur Herstellung eines Walles.

Jede Stadtmauer enthielt in der Regel drei, zuweilen noch mehr Thore und einige Pforten, welche als schwache Stellen in der Befestigung, noch mit besonderer Schutzvorrichtung versehen werden mufsten. Das Stadtthor in seiner einfachsten Form besteht, wie z. B. in Wittstock, Mohrin, Templin, Friedeberg, aus einem viereckigen Turm mit niedriger, spitzbogiger Durchfahrt.*) Dasselbe konnte mit Thorflügeln aus Holz verschlossen werden. Zudem war es an seiner äufseren Seite mit einem, in einem Falz der Mauer

*) An vielen Orten (Angermünde, Freienstein und sonst) findet man diese Durchfahrt vermauert und durch eine seitwärts angebrachte Maueröffnung ersetzt. Es sind dies diejenigen Thore, durch welche der falsche Waldemar in die betreffende Stadt eingezogen sein soll.

laufenden, Fallgitter aus starken Hölzern versehen, welches mittelst Ketten an einer Windevorrichtung über der Durchfahrt hing und in Zeiten der Gefahr herabgelassen wurde. Die Flächen der Thortürme sind gewöhnlich mit Friesen und Nischen, auch gemalten Wappen belebt. Die Dächer derselben liegen in der Regel sattelförmig zwischen zwei, mit Nischen und Fialen geschmückten Giebeln. (Ruppiner Thor zu Gransee, Wittenberge, Templin). Andere Thortürme sind unten viereckig, oben rund. (Reetz.) In vielen Städten haben sie aber eine reichere Ausbildung erhalten. Der quadratische Unterbau mit der Durchfahrt trägt, wie z. B. in Lippehne, Schönfliefs und am Bernikower Thor zu Königsberg, einen achteckigen Aufsatz mit Zinnen und massiver Spitze, oder letzterer wird, wie am Schwedter Thor zu Königsberg, noch von vier kleineren Seitentürmen umgeben. Zuweilen befindet sich die Durchfahrt zwischen zwei Türmen von gleicher oder verschiedenartiger Gestalt. Die gleichen Türme sind entweder halbrund, wie am Schlosse zu Belzig, oder viereckig, wie zu Fürstenwerder. Von den verschieden gestalteten ist meistens der eine rund, der andere viereckig und beide in der Regel von ungleicher Höhe (Jüterbock, Tangermünde); doch ist in den meisten Fällen jetzt nur noch einer erhalten. Die architektonisch am reichsten ausgebildeten Thore, welche deshalb einen gewissen Ruhm erlangt haben, befinden sich zu Königsberg i. N., Stendal, Tangermünde und Jüterbock. Eine besonders interessante Ausbildung zeigt der Turm am Mittelthor zu Prenzlau, welcher auf einem quadratischen Untergeschofs ein achteckiges Zwischengeschofs mit einem auf Konsolsteinen ausgekragten, bedeckten Wehrgang trägt und darauf ein rundes Obergeschofs mit Zinnen und massiver Spitze. Der Wehrgang hat aufser den Schiefslöchern in der Mauer auch solche im Fufsboden zwischen den Konsolen.

Zur weiteren Verstärkung des Thores und besonders zum Schutze der Brücke, erbaute man oft jenseits des Grabens ein Aufsenthor, welches neben der Durchfahrt Verteidigungsanlagen in geringerer Höhe wie am Hauptthor enthielt, damit die Beschiefsung des andringenden Feindes zugleich vom Hauptthor aus wirksam erfolgen konnte. Verbindende Mauern mit Wehrgang zwischen beiden Thoren deckten aufserdem die Zufahrtsstrafse mit der Brücke. Reste solcher Anlagen sind noch erhalten zu Jüterbock, Mittenwalde, Templin, Arnswalde. Die ursprüngliche Anlage und das häufige Vorkommen solcher Aufsenwerke ersieht man aus älteren Städteansichten, namentlich denen des Merian.

Wenn die Thor- und Kirchtürme zum Überschauen der Vorterrains nicht ausreichten, wurden aufserhalb der Stadtbefestigung, auf Punkten, welche eine weitere Umschau gestatteten, besondere Warttürme*) so angelegt, dafs sie von der Besatzung der Stadt gesehen werden konnten. Ein solcher ist bei Gransee noch erhalten.

Aufser den eigentlichen Befestigungen, mit welchen Burgen und Städte versehen waren, umgab man auch das Gebiet der Städte und einzelner Gemeinschaften noch mit einer sog. Landwehr**), d. i. einer Umfriedigung des ganzen Gebietes,

*) Über Warten siehe E. Wörner und W. Heckmann im Correspondenzblatt der deutschen Geschichtsvereine, Jahrg. 1882, Nr. 9.

**) Über Landwehren siehe E. Wörner und W. Heckmann im Correspondenzblatt der deutschen Geschichtsvereine, Jahrg. 1882, Nr. 6.

mittels Wall und Graben, verbunden mit Gebück oder Pallisaden, oder wenigstens Wall oder nassem Graben. An jenen Stellen, wo die Landstrafse die Landwehr überschritt, waren Türme oder feste Häuser zur Bewachung und zum Schutze dieser Übergänge errichtet. (Haideturm, Schmöllen.) Auch diese Übergangspunkte allein werden zuweilen Landwehren genannt.

Nachdem im XVI. Jahrhundert die Anwendung der Feuerwaffen und besonders der gröfseren Geschütze immer allgemeiner geworden, waren die nach der Weise des Mittelalters gebauten Befestigungen nicht mehr imstande, den neuen Angriffswaffen Widerstand zu leisten. Man mufste denselben gegenüber auch angemessene neue Befestigungsformen einführen. Diese wurden nach Art der in Italien zuerst angewendeten, gemauerten Bastione hergestellt. Man legte grofse halbkreisförmige, mit Futtermauern und Brustwehren versehene Erdaufschüttungen, sogenannte Rondele, an, oder baute starke hohe Türme, beide zum Zweck der Aufstellung von Geschützen. Da der Bau solcher Festungswerke sehr teuer war, dieselben auch mit zahlreichen, kostbaren Geschützen armiert werden mufsten, so wurden sie nur an einzelnen, besonders gefährdeten Punkten ausgeführt (z. B. zu Drossen und am Werderthor zu Guben noch erhalten). Die Anlage vollständiger, nach diesem System ausgeführter Festungen, mufste, da die Städte die dafür erforderlichen Mittel nicht besafsen, von den Landesherren übernommen werden und die Besetzung derselben geschah durch die stehenden Heere. Selbstverständlich konnten nicht alle Städte, sondern nur solche, welche an strategisch besonders wichtigen Punkten lagen, in Festungen verwandelt werden.

Zum Bau ihrer Festungen liefsen die Landesherren italienische Festungs-Baumeister, welche der starken Nachfrage wegen meist sehr hoch besoldet werden mufsten, kommen. Joachim II. hatte den Venetianer Chiaramella von Gandino nebst italienischen Werkleuten, Johann Georg hatte den Rochus Guerini Grafen zu Lynar († 1596)*), welchem er den Pietro Niuron von Lugano (—1606) und G. B. de Sala (1590—1621) zu Gehilfen und Nachfolgern gab. Dieselben bauten seit 1566 die Festungen Spandau und Driesen. Johann von Küstrin hatte den Antonio de Forno, welcher 1554—62 die Festung Peitz anlegte und seine eigene Residenz, mitten im Strom und Sumpf gelegen, 1535—40 zu einer modernen Festung umbaute.

Später, im XVII. Jahrhundert verliefs man die italienische Art und ging zu der niederländischen Manier des Festungsbaues über, welche im wesentlichen aus Erdwällen (ohne Futtermauern) und nassen Gräben besteht. Der grofse Kurfürst liefs, nach dem Plane des aus den Niederlanden berufenen Johann Gregor Memhard 1658—83 seine Haupt- und Residenzstadt Berlin**) zu einer Festung ausbauen und baute die schon bestehenden Festungen (Spandau und Küstrin) entsprechend um.

Architektonische Kunstformen gelangten bei den Festungen moderner Art kaum noch zur Anwendung. Nur ab und zu wurde ein Thor, wie z. B. das der

*) Über denselben in: P. Wallé, der Stiftungsaltar des Grafen Rochus zu Lynar. Berlin 1882.

**) Siehe Holtze, Gesch. der Befestigung von Berlin in den Märk. Forschungen, Bd. VII.

Citadelle zu Spandau in den nüchternen Formen der holländischen Renaissance ausgebildet.

Die mittelalterlichen Stadtmauern, welche keinen fortifikatorischen Zweck mehr hatten, wurden nunmehr vernachlässigt und verfielen allmählich zu malerischen Ruinen. Die letztern wurden in unsern Tagen an vielen Orten, teils um des daraus zu gewinnenden Materials wegen, teils weil die alten Mauern und Türme dem modernen Verkehr hinderlich waren, teils aber auch nur aus Widerwillen gegen das Alte und um die geringen Kosten ihrer Unterhaltung zu sparen, beseitigt. Die Ummauerungen wurden nur so weit erhalten, als die polizeiliche und Steuerkontrole es erforderte. Zu diesem Zwecke wurden auch wohl neue Umfriedigungen der Städte (Berlin) aufgeführt, namentlich aber sehr häufig neue Thore, zum Teil an Stelle der verfallenen oder den Verkehr hemmenden älteren, errichtet. Diese sind stets in Verbindung mit Wachgebäuden angelegt und bestehen entweder nur aus einem Gitter (Teltower Thor zu Potsdam), dessen Pfeiler auch wohl reicher ausgebildet werden (Charlottenburger Thor in Spandau, Neustädtische Thor in Potsdam), oder es wird auch ganz überbaut und festungsartig dekoriert (Nauener Thor in Potsdam), oder mit plastischem Sckmuck ausgestattet (Jäger-Thor in Potsdam), oder schliefslich nach den Vorbildern römischer Triumphbögen ausgeführt. (Brandenburger Thor zu Potsdam).

X. Rolande.

Die Rolandstatuen*) sind eine Eigentümlichkeit einer Anzahl von Städten, Flecken und Dörfern östlich der Weser und besonders häufig in der Umgebung von Magdeburg, also in den Landesteilen mit sächsischem Recht. In der Provinz Brandenburg haben sie sich noch erhalten zu Brandenburg, Perleberg und Potzlow**). Nach beglaubigten Nachrichten standen dergleichen früher auch in Berlin, Prenzlau, Königsberg, Angermünde und Zehden. Ihre erste Entstehung fällt in das XII. und XIII. Jahrhundert, ihre Verbreitung in das XIV. Jahrhundert. Die jetzt vorhandenen Statuen sind aber ohne Ausnahme viel jünger, weil die alten, anfangs meist aus Holz und erst später aus Stein gefertigt, wegen Schadhaftigkeit wiederholt erneuert werden mufsten und dabei, ohne Verständnis für ihre ursprüngliche Bedeutung, im Geiste und nach der Mode der betreffenden Zeit, in ihrem Kostüm und ihren Attributen modifiziert wurden. Doch haben sie stets die Gestalt eines aufrechtstehenden, jugendlichen Mannes von kolossaler Gröfse, in Ritterrüstung, mit Schild und erhobenem Schwerte, in ernster, gebietender Haltung, sind übrigens sämtlich von roher, unkünstlerischer Arbeit.

Im frühen Mittelalter war es Gebrauch, hohe geschälte Bäume (Dingbäume, Gerichtsbäume) oder Pfähle aufzurichten, daran Schwert und Schild des Königs, als Wahrzeichen des obersten Richters, in dessen Namen Recht gesprochen wurde,

*) Stappenbeck in den Märkischen Forschungen, Bd. IV.
H. Zöpfl, die Rulandssäule (Leipzig 1861).
L. Götze, Geschichte der Stadt Stendal (Stendal 1871).
Deutsche Monatshefte, Jahrgang I, Band I, Seite 375 ff.

**) Ein angebliches Götzenbild aus Holz aus Alt-Friesack, jetzt im Kgl. Museum zu Berlin, ist vielleicht ebenfalls ein Roland.

befestigt waren. Dieselben bezeichneten jene Orte, an welchen gedingt, Recht und Urteil gesprochen wurde. An Stelle des Gerichtspfahls trat später eine Statue des Königs selbst, der Ruland oder Roland, und zwar dachte man dabei ursprünglich, wie Zöpfl wahrscheinlich gemacht hat, zunächst an den roten König Otto II. (773—83) — dessen Prädikat von der strengen Handhabung des Rechts im Blutgericht hergenommen ist —, welcher viele Städte mit Vorrechten und Freiheiten beschenkte und für die Pflege des Rechts und die Organisation derselben besonders thätig gewesen ist. Die Rolandsstatue ist demnach in erster Linie Gerichtssäule und zwar eine Blutsäule, welche anzeigt, dafs an dem betreffenden Orte Gericht über Hals und Hand gehalten werden kann, also ein Wahrzeichen der höchsten Gerichtsbarkeit. Mit dieser Bedeutung nahe verwandt ist ihre Beziehung zum Marktrechte, welches der Roland, laut Tradition, an mehren Orten ausschliefslich bezeichnet hat, denn die Erhaltung des Marktfriedens machte die Ausübung richterlicher Funktionen notwendig. In engem Anschlufs an beides steht die Eigenschaft des Rolands als Mundat-Säule, das ist als Zeichen der Freiheit von der Dingpflichtigkeit vor auswärtigen Gerichten und des Rechts in der Stadt selbst, vor einem in ihr gehegten und mit Schöppen aus der Bürgerschaft besetzten Gerichte seinen Gerichtsstand zu haben.

Die Rolandstatuen stehen stets auf dem Markte, vor dem Rathause. Vor denselben wurde Recht gesprochen, unter Umständen das Urteil auch vollstreckt; auch wurden Kaufverträge, zum Zeichen besonderer Bekräftigung, vor ihr abgeschlossen.

Im XVI. Jahrhundert befand sich in der Mark Brandenburg die Gerichtsbarkeit bereits in den Händen des Landesfürsten; daher dürften neue Rolandsstatuen seitdem nicht mehr errichtet worden sein. Die alten verloren ihre Bedeutung, wurden vernachlässigt und verfielen nach und nach.

XI. Ehrendenkmäler.

Neben den Grabdenkmälern bildete sich seit dem Ende des XVII. Jahrhunderts auch das auf öffentlichem Platze aufgestellte Ehrendenkmal, für um das Gemeinwohl verdiente Persönlichkeiten, oder zum Andenken an bestimmte geschichtliche Ereignisse aus. Das älteste Denkmal der ersteren Art in der Mark dürfte die Reiterstatue des grofsen Kurfürsten zu Berlin sein, welche nach Schlüters Modell von Johann Jacobi in Bronzegufs ausgeführt wurde. Daran reiht sich das demselben Fürsten errichtete Standbild zu Rathenow, in Sandstein und Marmor, ausgeführt von Johann Georg Glume, einem Schüler Schlüters. An diese schliefsen sich die seit 1771 aufgestellten Ehrenstatuen der Feldherren des siebenjährigen Krieges, ehemals auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin, jetzt im Kadettenhause zu Lichterfelde von Tassaërt, C. B. Adam, Ränz und Schadow in Stein gemeifselt. Prinz Heinrich von Preufsen liefs im Parke zu Rheinsberg einen Obelisken zum Andenken an Prinz August Wilhelm und an jene Helden der schlesischen Kriege, welche nach seiner Ansicht von seinem königlichen Bruder nicht nach Verdienst anerkannt worden waren, errichten. In Gransee wurde ein Denkmal in Form eines Sarkophags unter einem Baldachin aufgestellt an jener Stelle, wo die Leiche der Königin Luise während ihrer Überführung von Hohen-

Zieritz nach Berlin, eine Nacht gestanden hatte. Die Feldherren der Freiheitskriege wurden durch die Standbilder am Opernplatz zu Berlin, gefertigt von Rauch, zum Teil nach Zeichnungen von Schinkel, und durch die im Lustgarten zu Potsdam von König Friedrich Wilhelm III. aufgestellten Porträtbüsten geehrt. Auch auf dem Schlachtfelde von Fehrbellin und Grofsbeeren wurden Denkmäler errichtet. In höherem Grade noch widmete König Friedrich Wilhelm IV. dem Andenken verdienter Männer seine Fürsorge. Er vervollständigte die Ehrendenkmäler der Heerführer aus den Freiheitskriegen in Berlin und Potsdam, ehrte die Förderer der Kunst, Wissenschaft und Industrie durch Denkmäler in der Hauptstadt und sorgte für Erhaltung der Erinnerung an bedeutungsvolle, historische Ereignisse am Platze der That selbst. So liefs er das Denkmal auf dem Damme bei Kremmen erneuern, solche bei Grünau, am Schildhorn bei Spandau u. a. a. O. errichten. In neuester Zeit wurde auf dem Schlachtfelde bei Fehrbellin, neben dem dort schon bestehenden, ein dem Ereignis würdigeres Denkmal, nach dem Entwurfe von Spieker, aufgeführt. Dem Beispiele Friedrich Wilhelm IV. folgten seine Gemahlin durch Errichtung der schönen, von Bläser in Marmor ausgeführten Porträtstatue des Königs vor der Orangerie zu Sanssouci, Gemeinden und Genossenschaften, so dafs die Zahl der Denkmäler immer mehr zunahm. Bei Hagelsberg entstand die Borussia zur Erinnerung an die dort vollführte Heldenthat der preufsischen Landwehr. Dem grofsen Könige Friedrich II. wurden, neben seinem imposanten von Rauch geschaffenen Denkmale in Berlin und der lebensgrofsen Statue in Zinna, von seinen Verehrern noch kleinere Denkmäler in Form von allegorischen Gruppen im Parke zu Neu-Hardenberg und im Parke zu Tamsel gewidmet. Potsdam, die Vaterstadt Friedrich Wilhelm III., setzte diesem Könige ein Ehrendenkmal, in Bronze, ausgeführt von Kiss; die Stadt Neu-Ruppin ihrem Wiedererbauer, König Friedrich Wilhelm II. ein Standbild von Erz nach Schinkels Entwurf, modelliert von Tieck, und dem dort geborenen grofsen Meister Schinkel ein solches nach dem Entwurfe von Wiese. Der Kolonisator des Netzebruches, von Brenkenhoff, wurde durch ein Standbild in Driesen, die Kurfürstin Luise Henriette durch ein solches in Oranienburg geehrt.

Sehr zahlreich endlich sind die Denkmäler zum Andenken an die in den Kriegen von 1864 bis 1871 gefallenen Krieger. Sie sind von mannigfachster Form. Rauchs Viktorien (Boytzenburg, Denkmal in der Nähe von Buckow), Adler auf Säule oder Postament (Soldin, Luckau), Obelisken, ruhender Löwe (Charlottenburg), gotisches Türmchen (Prenzlau), oder andere architektonische Gebilde, stets mit den Namen der Gefallenen des betreffenden Bezirks versehen. Am grofsartigsten und würdigsten sind die nach H. Stracks Entwurf ausgeführte prachtreiche Siegessäule auf dem Königsplatze zu Berlin und das nach Hubert Stiers Entwurf auf dem Marienberge bei Brandenburg errichtete Denkmal, ein monumentaler Turmbau mit reichem plastischem Schmuck.